

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit**

**17 (2013) Heft 2**

Universitätsverlag Potsdam



**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der  
Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit**

**17 (2013) Heft 2  
Universitätsverlag Potsdam**

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de/> abrufbar.

### **Universitätsverlag Potsdam 2014**

<http://verlag.ub.uni-potsdam.de/>

Universitätsverlag Potsdam, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: -2292

E-Mail: [verlag@uni-potsdam.de](mailto:verlag@uni-potsdam.de)

### **Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit**

wird herausgegeben im Auftrag des AK Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam und erscheint mit freundlicher Unterstützung des des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam.

**ISSN (print) 1617-9722**

**ISSN (online) 1861-910X**

Satz: Kadanik | Grafik- & Satzbüro, [andrekadanik.de](http://andrekadanik.de)

Zugleich online veröffentlicht

auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2014/6320/>

URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus-63205>

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-63205>

## Editorial

Liebe Leserinnen und Leser dieser Ausgabe,

diesmal hat es lange gedauert, bis das aktuelle Heft 2/2013 erscheinen konnte. Solche Unregelmäßigkeiten sind unerfreulich, aber bei einer kleinen Spezialzeitschrift auch nicht immer vermeidbar. Die Redaktionsarbeit gehört zu den vielen Aufgaben, die von meist jungen, sehr engagierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusätzlich zu ihren sonstigen Tätigkeiten geschultert werden. So ist auch ein steter Wechsel, Schwund und Zuwachs im Redaktionsteam unvermeidlich. Gerade in den heutigen, zeitlich oft extrem konzentrierten, dabei volatilen und oft genug prekären Beschäftigungsverhältnissen und Berufswegen ist die Übernahme derartiger ehrenamtlicher Aufgaben gar nicht genug anzuerkennen. An dieser Stelle sei vor allem Carmen Winkel ganz herzlich gedankt, ohne die es dieses Heft nicht gäbe.

Doch soll hier nicht gejammert, sondern geworben werden: Denn die Zusammenstellung einer solchen Zeitschrift macht nicht nur Mühe, sondern auch Spaß, und es lohnt sich, wie auch das vorliegende Heft wieder beweist. Eine gedruckte Zeitschrift erreicht einen breit gefächerten, am Thema interessierten Leserkreis, was grade in Zeiten der inflationären Sammelbandproduktion und der vorkanalierenden Online-Recherche durchaus als Vorzug zu werten ist. Gerade die Beiträge, die nicht zum engsten eigenen Forschungsgebiet gehören, liest man oft mit dem größten Gewinn. Dies ist ein Vorteil dieses „altmodischen“ Mediums: es bietet einen regelmäßigen Blick auf die aktuelle Forschungslandschaft (und dokumentiert sie retrospektiv in den älteren Nummern), und es bietet eine Auswahl, handlich im Wortsinne und ist daher gerne auch mal nebenbei, in Zug, Bus oder Straßenbahn zu „konsumieren“. Für alle Umstände, in denen Papierlosigkeit vorzuziehen ist, kann dabei jederzeit auch auf die Online-Version zugegriffen werden.

## *Editorial*

Kurz und gut: Fühlen Sie sich bitte zur Mitarbeit aufgerufen, sei es durch Beteiligung an den Aufgaben der Redaktion, sei es durch Beiträge: Neben kompakten „Aufsätzen“ ist auch die „Miscelle“ willkommen: Kleine Editionen von Quellenfunden zum Beispiel, die in den eigenen opera magna allenfalls in einer Fußnote verschwinden würden, aber von allgemeinem Interesse sein können. Auch für Essays und methodische Debatten oder grundsätzliche Überlegungen, die noch im Fluss sind und zu Diskussion anregen sollen, kann und soll diese Zeitschrift ein Forum bieten. Daneben sei weiterhin dringend daran erinnert, dass hier ein idealer Ort ist, Projektskizzen für geplante oder begonnene größere Qualifikationsarbeiten zu platzieren. Auch Berichte über Tagungen und Ausstellungen sind ebenso grundsätzlich willkommen wie Vorschläge für Rezensionen wichtiger Neuerscheinungen.

Im Prinzip sollen sich auch weiterhin regelmäßig „offene“ Nummern mit bunt gemischten Beiträgen und gezielt zusammengestellte Themenhefte abwechseln. Aktuell sind Hefte zu folgenden Themenbereichen geplant: „Geld“, „Festung“ und „Technik“.

Besondere Aufmerksamkeit wollen wir künftig auch dem Thema „Militärgeschichte im Museum“ widmen: das heißt einerseits Fragen der Vermittlung von Geschichte, andererseits aber auch nach dem Quellenwert von und dem Umgang mit Bildern und „Sachzeugen“.

Kommen wir zum vorliegenden Heft, das eine anregende Lektüre verspricht und einen weiten Horizont unterschiedlicher Perspektiven und Ansätze bietet.

In seinem Aufsatz „Alchymie, Chemie und Krieg im Zeitalter der Phlogistontheorie“ zieht Martin Meyer Verbindungslinien zwischen Militär- und Wissenschaftsgeschichte. Gerade hier besteht noch großer Forschungsbedarf, hat sich doch die Naturwissenschafts- und Technik-Geschichtsschreibung vor der Berührung mit Militärgeschichte (und umgekehrt) stets ferngehalten, obwohl Gelehrte, Inge-

## *Editorial*

nieure und gebildete Militärs der Frühneuzeit (nicht selten in einer Person) eifrig auf kriegsrelevante Anwendungsmöglichkeiten hingearbeitet haben. Auch grundsätzliche Ansätze der modernen Wissenschaft harren noch der Rezeption im Blick auf das Militär als Teil der Gesellschaft.

Mit seinem Beitrag über die kurmainzische Heeresreform von 1773 wirft Sascha Weber einen Blick auf eines jener interessanten, von einer auf die borussische Meistererzählung fokussierten Geschichtsschreibung konsequent ignorierten militärischen Reformprojekte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Dezentralität des Alten Reiches hat nicht nur im Bereich von Kunst und Kultur der vielen Residenzen, Klöster und Städte eine außerordentlich fruchtbare Vielfalt ermöglicht, sondern auch in Formen der Militärorganisation, der Dienstpflicht und der Offizierbildung.

Sune Schlitte schlägt in seinem Aufsatz über Kunst und Krieg im späten 18. Jahrhundert am Beispiel der Darstellungen britischer Helden und ihrer – in diesem Fall indischen – Gegner den Bogen zu aktuellen Fragestellungen der Kunstgeschichte. Indem bildliche Darstellungen militärischer Vorgänge als Medien der persuasiven Kommunikation dienten, sollten sie das Bild der kolonialen Kriegführung ebenso wie das Selbstbild der britischen Gesellschaft prägen.

Das Heft enthält darüber hinaus Rezensionen über zwei aktuelle Neuerscheinungen, die unser Bild von militärischer Binnenstruktur und Kriegserleben des 18. Jahrhunderts erweitern.

Wir wünschen eine anregende und vergnügliche Lektüre

Daniel Hohrath



## Inhalt

Editorial .....	3
-----------------	---

### AUFSÄTZE

*Martin Meier*

Alchemie, Chemie und Krieg im Zeitalter der Phlogistontheorie (17./18. Jahrhundert) .....	9
--	---

*Sascha Weber*

Die kurmainzische Heeresreform von 1773 .....	41
---	----

*Sune Schlitte*

Die Kunst und der Krieg im späten 18. Jahrhundert. Die Visualisierung kolonialer Helden im Anglo-Maisur-Krieg (1790–1799) .....	73
---	----

### REZENSIONEN

*Janine Rischke*

Jürgen Kloosterhuis, Lothar Lambacher (Bearb.): Kriegsgericht in Köpenick! Anno 1730: Kronprinz – Katte – Königswort, Berlin 2011 .....	113
---	-----

*Janine Rischke*

Marian Füssel, Sven Petersen (Hrsg.), Johann Heinrich Ludewig Grotehenn: Briefe aus dem Siebenjährigen Krieg, Lebensbeschreibung und Tagebuch, Potsdam 2012 .....	121
---	-----

Autorenverzeichnis .....	127
--------------------------	-----

Veröffentlichungen des AMG .....	128
----------------------------------	-----



## Aufsätze

**Martin Meier**

### Alchymie, Chemie und Krieg im Zeitalter der Phlogistontheorie (17./18. Jahrhundert)

#### *I. Einleitung*

Militär, Alchymie<sup>1</sup> und Chemie in der Frühen Neuzeit sind drei Themenfelder, die sich ungebrochen hohen historischen Interesses erfreuen. Tritt ihre innere Verflochtenheit auch rasch zu Tage, ist diese doch nur selten Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung geworden. Unerlässlich erscheinen nach wie vor die Werke von Hanslian<sup>2</sup> und Lewin<sup>3</sup>. Neue Anregungen erfährt die Forschung vor allem durch Dieter Martinez<sup>4</sup>, der einen auch chemisch fundierten Überblick von der Antike bis in das 20. Jahrhundert vermittelt. Obgleich die genannten Autoren auch der Frühen Neuzeit einige Seiten widmen, kratzen sie doch nur an der Oberfläche. Selbst in der umfangreichen Bibliographie von Dittus und Mayer zur Geschichte der Chemie<sup>5</sup> ist nur eine einzige Publikation verzeichnet, die das hier beschriebene

---

<sup>1</sup> Der Verfasser wahrt durchgehend die hergebrachte Schreibweise Alchymie statt Alchemie, um eine deutliche Abgrenzung beider Konzepte zu verdeutlichen. Hierzu: Dietlinde Goltz, Versuch einer Grenzziehung zwischen „Chemie“ und „Alchemie“, in: Sudhoffs Archiv 52 (1968), S. 30–47. Jung unterscheidet zwischen wissenschaftlicher Chemie und Hermetik, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts geschieden hätten. Carl Gustav Jung, *Psychologie und Alchemie*, Düsseldorf 2006, S. 265.

<sup>2</sup> Rudolf Hanslian (Hrsg.), *Der chemische Krieg*, 2 Bde, Berlin 1937.

<sup>3</sup> Louis Lewin, *Gifte in der Weltgeschichte*, Heidelberg 1992.

<sup>4</sup> Dieter Martinez, *Vom Giftpfeil zum Chemiewaffenverbot. Zur Geschichte der chemischen Kampfmittel*, Frankfurt/M. 1997.

<sup>5</sup> Sabrina Dittus, Matthias Mayer, *Bibliographie Chemie und Geisteswissenschaften*, in: *Chemie und Geisteswissenschaften. Versuch einer Annäherung*, hrsg. von Jürgen Mittelstraß und Günter Stock, Berlin 1992, S. 217–334.

Themenfeld berührt.<sup>6</sup> Einige kleinere, dort nicht verzeichnete Arbeiten verdienen Aufmerksamkeit<sup>7</sup>, sind aber insgesamt wenig ergiebig.

So bleibt in erster Linie der Blick in zeitgenössische Quellen, die nach wie vor intensiver Auswertung harren. Gerade die hier betrachtete Zeit bietet eine unendliche Fülle alchymischer und chemischer Darstellungen. Das 17. und 18. Jahrhundert bilden in der Chemiegeschichte eine Phase des evolutionären Überganges von der philosophisch und religiös geprägten Alchemie zur wissenschaftlichen Chemie. Oft bestehen eine Vielzahl theoretischer Konzepte, die den gleichen Gegenstand zu erklären trachten und von denen der dominierende Ansatz sich im Zuge der Auseinandersetzungen einer aus ihm sich entwickelnden neuen Idee beugen muss. So verhält es sich auch mit der Alchemie und der Chemie beziehungsweise mit der Spagyrik, der Iatrochemie und der Pharmazie. Wurzel und Stamm sind gemein – doch nur ein Ast trägt dauerhaft Früchte.

Vor diesem Hintergrund gewinnt vor allem die zeitgenössische militärische Fachliteratur an besonderen Wert. Sie bildete letztlich auch im Hinblick auf eine „moderne“ Chemie eine Bahnbrecherin wissenschaftlich-analytischen Denkens, da sie nahezu ausschließlich anwendungsbezogen war. So enthielten sich beispielsweise artilleristische Werke gänzlich der alchymischen Verschlüsselungstradition<sup>8</sup>.

---

<sup>6</sup> Seymour H. Mauskopf, *Gunpowder and Chemical Revolution*, in: *Osiris* 2 (1988), 4, S. 93–118.

<sup>7</sup> Max Speter, *Notanda zu neueren Beiträgen über Gaskriegshistoria*, in: *Zeitschrift für das gesamte Sprengstoffwesen* 31 (1936), S. 32–34; Walter Brieger, *Johann Rudolph Glauber als Sprengstoffchemiker*, in: *Zeitschrift für das gesamte Schiess- und Sprengstoffwesen* 1917.

<sup>8</sup> Die chemische Prozesse/Experimente der Alchymisten sind selbst für Chemiker und Wissenschaftshistoriker, die mit der Lektüre der alten Texte vertraut sind, oft nur schwer nachvollziehbar. Eigene Erkenntnisse verschlüsselten Alchymisten in einer metaphorischen Sprache, die fachintern bekannte Bilder und Begriffe mit individuellen Ausdrucksformen durchsetzte. Hinzu kam eine Vielfalt unterschiedlichster Symbole, die gleichfalls sowohl Allgemeingut als auch vom einzelnen Adepten geschaffene Zeichen enthielten. Dieses Vorgehen besaß System und sollte Uneingeweihten, den Zugang zu ihren Schriften möglichst gänzlich verwehren. Hilfreich sind: Walter Endrei, *Alchimistische Symbole*, in: *Philobilon*

## *Alchymie, Chemie und Krieg im Zeitalter der Phlogistontheorie*

In ihnen steht unumwunden, wie eine Substanz zu einem bestimmten Zwecke zu bereiten ist.

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, inwiefern sich alchymische Bestrebungen, chemische Forschung und Entwicklung des frühneuzeitlichen Militärs wechselseitig beeinflussten. Wenngleich hier nur die Oberfläche eines künftig intensiv erforschbaren Gegenstandes berührt wird, so ist doch ein kurzer Überblick zum Stand von Alchymie und Chemie im 17. Jahrhundert unverzichtbar. Ist diese Basis gelegt, so werden zunächst die Berührungspunkte zwischen Militär und Alchemie darzustellen sein, um schließlich der Entwicklung und dem Einsatz chemischer Kampfstoffe Raum zu geben.

### *II. Grundlagen – Alchymie und Chemie in der Frühen Neuzeit*

*Verum est sine medacio ...*

Es ist wahr und ohne jede Lüge ...

Die ersten Worte der Tabula Smaragdina<sup>9</sup>, des zentralen Textes einer viertausend Jahre alten Weltanschauung, verweisen auf den Kern alchymischen Strebens: die Suche nach Wahrheit und die Formung des Menschen durch die Beschäftigung mit der Natur. Die Hoffnung, jene Kraft zu entdecken, die Grundlage aller Stoffumwandlungen ist, trieb Menschen unterschiedlichster Herkunft zu immer neuen Experimenten und zur Schöpfung zahlreicher metaphorisch verschlüsselter Texte. Alchymie bildete einen wesentlichen Kern ganzheitlichen Denkens, dessen ideelle Basis heutiger wissenschaftlicher Logik kei-

---

27 (1983), S. 121–144; Fritz Luedy-Tenger, *Alchemistische und chemische Zeichen*, Berlin 1928 (Nachdruck Würzburg 1973).

<sup>9</sup> Die umfassendste und eine nach wie vor unverzichtbare Interpretation der Tabula Smaragdina bietet: Gottlieb Latz, *Die Alchemie, das ist die Lehre von den großen Geheim-Mitteln der Alchemisten und den Spekulationen, welche man an sie knüpfte*, Bonn 1869 (Neudruck Köln o.J.), S. 352–832; Latz stand selbst in der Tradition der Alchymie und versuchte vor allem die Spagyrik im Bewußtsein seiner Zeit zu verankern.

neswegs nachsteht.<sup>10</sup> Zur Goldmacherkunst sank die Alchemie erst im Zuge des 17. Jahrhunderts herab. Was aber genau ist Alchemie?

Eine treffend erscheinende Definition, bietet Hans Werner Schütt, einer der profilierten Kenner des Gegenstandes:

*Alchemie ist das Bemühen, gewisse Materialien zu höherem Sein zu veredeln, und zwar derart, dass mit der Manipulation der Materie auch der um ihr Geheimnis ringende Mensch in einen höheren Seinszustand versetzt wird.*<sup>11</sup>

Alchemie war ein einzigartiges Konzept, das experimentelle Erfahrung<sup>12</sup>, philosophischen Anspruch und religiöse Idee verband. Sie stellte ein jahrtausendealtes globales Phänomen dar, das in allen Hochkulturen Eurasiens und Nordafrikas verankert war.

---

<sup>10</sup> So war beispielsweise okkultes Denken bei Autoren wie Andreas Rüdger und Swedenborg eng an eine rein materialistische Weltanschauung gebunden. Da in der Welt nichts als Materie existiere, bestünden auch Seele, Geist und Gedanken aus schwingenden Materieteilchen. Hierdurch sei Gedankenübertragung möglich. Martin Lamm, Swedenborg. Eine Studie über seine Entwicklung zum Mystiker und Geisterseher, Leipzig 1922, S. 37–39, 46–51. Ein weiteres markantes Beispiel ist der alchemische Glaube an die Transmutation der Metalle. Sie beruht auf Naturbeobachtung. Da es weniger Gold als Silber, weniger Silber als Kupfer, weniger Kupfer als Blei in der Erdrinde gibt, vollzieht die Erde in ihrem Schoß einen Reifungsprozess. Jenes hierfür genutzte Arkanum nennen Alchymisten lapis philosophorum.

<sup>11</sup> Hans-Werner Schütt, Ex oriente alchimia – auf dem Weg zur Wissenschaft, in: Mamoun Fansa (Hrsg.), Ex Oriente Lux? Wege zur neuzeitlichen Wissenschaft, Mainz 2009. S. 237–241, hier: S. 237; Hans-Werner Schütt, Auf der Suche nach dem Stein der Weisen. Eine Geschichte der Alchemie, München 2000, S. 12.

<sup>12</sup> Jüngst bemüht sich Brian Vickers die experimentelle Verankerung der Alchemie zu dekonstruieren und die Bedeutung des Experimentes für diese „Geheimwissenschaft“ abzustreiten. Brian Vickers, Alchemie als verbale Kunst: die Anfänge, in: Jürgen Mittelstraß, Günter Stock (Hrsg.), Chemie und Geisteswissenschaften. Versuch einer Annäherung, Berlin 1992, S. 17–31, hier: S. 17 f. In Vickers Kerbe schlägt auch Cura, die behauptet, Ende des 16. Jahrhunderts hätten die Praktiker die Oberhand über die chemischen Theoretiker erlangt. Sie baut also gleichfalls ein Gegensatzpaar auf, dessen tatsächliche Existenz zweifelhaft erscheint. Katrin Cura, Chemie in der frühen Neuzeit, in: Fansa (Hrsg.), Ex Oriente Lux? (wie Anm. 11), S. 243–250.

Hier mangelt es an Raum vertiefend auf die Grundkonzeption einzugehen, zumal diese einer ausufernden Literatur zu entnehmen ist.<sup>13</sup> Wichtigste Eckpfeiler sind:

1. der Glaube an die *materia prima*, einen eigenschaftslosen Stoff, der Basis aller aus ihm formbaren Materie ist,<sup>14</sup>
2. die Suche nach dem Alkahest, einer alles auflösenden Substanz,
3. die Idee der Transmutation von Stoffen, vor allem der Metalle,
4. das Streben, den *lapis philosophorum* zu erkennen und zu synthetisieren, der die Transmutation bewirkt<sup>15</sup>

Im Zuge des 17. Jahrhunderts verlor die Alchymie an Glaubwürdigkeit. Eine neue, sich von den philosophischen und mythischen Grundlagen der Alchymie befreiende Chemie begann sich zu entwickeln. Alchymisten und alchymisch gebildete Naturwissenschaftler schufen die neue Lehre durch die kritische Auseinandersetzung mit der alten Philosophie.<sup>16</sup>

---

<sup>13</sup> Umfassende bibliographische Angabe bieten: Dittus, Mayer, *Bibliographie Chemie und Geisteswissenschaften* (wie Anm. 5); Christian Thiel, *Alchemie*, in: Jürgen Mittelstraß (Hrsg.), *Enzyklopädie der Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Bd. I: A-G, Stuttgart, Weimar 1995, S. 67–74. Im Gegensatz zu Dittus und Mayer, die vor allem die deutsche, niederländische und englische Literatur berücksichtigen, bietet Thiel auch Einblicke in die französische und italienische Forschung und liefert arabische Textnachweise.

<sup>14</sup> Hans Biedermann, *Materia Prima. Die geheimen Bilder der Alchemie*, Wiesbaden 2006, S. 1–60.

<sup>15</sup> Vgl. Anm. 10.

<sup>16</sup> Die Auseinandersetzungen zwischen Chemie und Alchemie wurden unerbittlich geführt. So lesen wir in einem alchymischen Werk: *Die Weisen haben eine einige Materie des Steins, welche die thörichten Chemisten nie erkennen*. ... Aus dem eröffneten philosophischen Vaterherzen, von der Universal-Medizin, in: Hermetisches A.B.C. derer ächten Weisen alter und neuer, 2. Bd., Berlin 1779, S. 56–72, hier: S. 59; *Ungeachtet auch jetzt bemeldete edle Wissenschaften ihre Widerwärtigen und Feinde jederzeit gehabt/ und man sonderlich der Chymie, zum Exempel/ die vergebene Erforschung deß Lapidis Philosophici, und der Transmutationum Metallorum dieselbe anzufechten/ einigen Schein-Grund gefunden haben will/ so hebt doch der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht auff. Und obwohlen auch in der Chymie der verhoffte Zweck entweder noch gar nicht ... erreicht worden/ so ist dennoch so vil gewiß/ daß in der Untersuchung des Lapidis Philosophorum und Transmutationis Metallorum viel andere nutzliche Dinge par hazard und unvermutet an den Tag gekommen...* Des Herrn de

Wahrheitssuche, Religiosität, Formung des Menschen zum Guten und die Suche nach der *Materia prima* vertrugen sich nicht mit dem Streben nach Macht und der hiermit einhergehenden Bellizität des 16. und 17. Jahrhunderts. So gibt es denn auch nur wenige Berührungspunkte zwischen Alchymie und Militär. Anders jedoch verhielt es sich mit der neuen kühlen Naturwissenschaft, der es nicht mehr um geistige Formung, sondern um Verwertbarkeit gewonnener Erkenntnisse ging. Je weiter die Chemie „fortschritt“, desto attraktiver wurde sie in den Augen der Fürsten und Militärs.

Während in England Robert Boyle<sup>17</sup> in kritischer Auseinandersetzung mit der Alchemie und gestützt auf vielfältige eigene Experimente die Grundlagen einer wissenschaftlichen Chemie schuf<sup>18</sup>, zeichnete sich die Chemie in Deutschland vor allem durch Anwendungsorientierung aus. Besondere Wirkung entfalteten hierbei die Arbeiten des 1715 zum Leibarzt des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. avancierten Georg Ernst Stahl (1659–1734), der sich als Schüler des alchymisch arbeitenden Johann Joachim Becher verstand. Jener schuf erste Ansätze einer neuen Verbrennungslehre, die Stahl aufgriff. Stahls Lehre nahm den Elementbegriff vorweg, indem sie die Zusammensetzung der Stoffe aus einfachen Bestandteilen beschrieb. So existieren Prinzipia, einfach zusammengesetzte Stoffe, und Mixta, komplizierter zusammengesetzte Stoffe. Chemische Reaktionen vollzogen sich, so Stahl, immer unter Veränderung mindestens zweier Stoffe.<sup>19</sup> Wesentlichen Einfluss übte die von Stahl 1707 publizierte

---

Monconys ungemene und sehr curieuse Beschreibung Seiner in Asien und das gelobte Land/nach Portugall/ Spanien/Italien/in England/die Niederlande und Teutschland gethanen Reisen, ..., anjetzo zum erstenmahl aus der Frantzösischen in die Hochteutsche Sprache übersetzt von Christian Juncker, Leipzig, Augsburg o.J., S. Dedicatio 2.

<sup>17</sup> Lamm, Swedenborg, (wie Anm. 10), S. 28 f.

<sup>18</sup> Robert Boyle, *Sceptical Chemist*, Oxford 1661. Später bezog Boyle wieder eindeutig Position zu Gunsten der Alchymie, erklärte die Transmutation für möglich und wandte sich entschieden gegen deren Kritiker. Robert Boyle, *Historical Account of a degradation of Gold, made by an Anti-Elexier, a strenge chemical Narrative*, London 1678.

<sup>19</sup> Peter Laupheimer, *Phlogiston oder Sauerstoff. Die Pharmazeutische Chemie in Deutschland zur Zeit des Überganges von der Phlogiston- zur Oxidationstheorie*,

Phlogistontheorie<sup>20</sup> aus. Der chymiatrisch<sup>21</sup> arbeitende Arzt Daniel Sennert<sup>22</sup> hatte den Begriff Phlogiston bereits zuvor eingeführt. Stahl untersuchte Verbrennungsvorgänge und bemühte sich, die hierbei auftretenden Eigenschafts- und Stoffveränderungen plausibel zu erklären. Bei jeder Verbrennung werde, so Stahl, eine bestimmte, in brennbaren Stoffen ruhende Substanz abgesondert, die den Verbrennungsprozess erst ermögliche. Dieser gab Stahl den Namen Phlogiston<sup>23</sup>. Feuer sei eine Bewegung des Phlogistons. Seine Idee prägte nachhaltig die Entwicklung der sich herausbildenden wissenschaftlichen Chemie.<sup>24</sup> Hier zeigen militärwissenschaftliche Texte des 16. Jahrhunderts, dass die Idee der Abgabe eines bestimmten, in den Dingen ruhenden Stoffes, der die Austreibung der Geschosse bewirkt, schon vor Stahl und Becher präsent war. So wird erkennbar, dass jener Gedanke bereits vor seinem Namen in der Luft lag<sup>25</sup>.

---

Stuttgart 1992, S. 15–17; Winfried R. Pötsch, Artikel Stahl, Georg Ernst, in: Winfried R. Pötsch, u. a. (Hrsg.), Lexikon bedeutender Chemiker, Leipzig 1988, S. 404 f.

<sup>20</sup> Laupheimer, Phlogiston oder Sauerstoff (wie Anm. 19), S. 18–31; James R. Partington, Douglas McKie, Historical Studies on the Phlogiston Theory, in: *Annales of Science* 2 (1937), S. 361–404, 3 (1938), S. 1–58, 337–371, 4 (1939), S. 113–149; Elisabeth Ströcker, Theorienwandel in der Wissenschaftsgeschichte. Chemie im 18. Jahrhundert, Frankfurt 1982, S. 78–115; Martin Carrier, Cavendishs Version der Phlogistontheorie oder: Über den empirischen Erfolg unzutreffender theoretischer Ansätze, in: *Chemie und Geisteswissenschaften*. (wie Anm. 5), S. 35–52.

<sup>21</sup> Chymie darf als medizinisches Konzept aufgefasst werden, das alle Lebensvorgänge einem chemischen Mechanismus unterstellt. Sie ist nicht mit der alchymistisch arbeitenden Spagyrik gleichzusetzen, das letztere auch religiöse Rituale mit einschloss.

<sup>22</sup> Wolfgang U. Eckart, Antiparacelsismus, okkulte Qualitäten und medizinisch-wissenschaftliches Erkennen im Werk Danielk Sennerts, (1572–1637), in: August Buck (Hrsg.), *Die okkulten Wissenschaften in der Renaissance*, Wiesbaden 1992, S. 140–157.

<sup>23</sup> Phlog, grch. - Flamme.

<sup>24</sup> Stahl selbst erklärte seinen wichtigsten Versuch am Beispiel einer Feuerwaffe: *Denn gewiß auch die Bauern haben von langen Zeiten her geglaubt, daß in dem Schwefel ein Acidum sey, welches man riechen und schmecken kann/ hiernechst aber auch eine brennliche Materie, welche man sehen und fühlen, ja bey Lösung einer Flinte auch hören kann, ...* Zit. nach: Laupheimer, Phlogiston oder Sauerstoff, (wie Anm. 19), S. 24.

<sup>25</sup> *Eiliche sprechen/ das feuer hab die krafft den stein zu treiben/ aber der dunst hat die Krafft den stein zu treiben...ii Ob Salpeter oder Schwefel die Krafft hab den stein zu treiben* (Im Sinne der erst 111 Jahre später entwickelten Phlogistontheorie

Die Abgabe des Phlogistons erklärte nicht nur die Verbrennungsvorgänge sondern auch sämtliche Kalzinationen (Oxidationen).

Stahls Forschungen zielten vor allem auf eine Verbesserung der Verhüttung von Erzen und die Gewinnung qualitativ-verbesserter Metalle (Eisen/Zinn).<sup>26</sup>

Neben neuen theoretischen Konzeptionen brachte das 18. Jahrhundert die Entdeckung zahlreicher neuer Stoffe. Dem bereits 1610 erstmals von Libavius dargestellten<sup>27</sup> Chlorwasserstoff folgte 1640 der erste experimentelle Nachweis von Kohlendioxid (gas sylvestere) durch den Alchymisten Johann Baptist von Helmont als Verbrennungsprodukt von Holz, Alkohol und als Gärungsprodukt. Henry Cavendish entdeckte 1766 den Wasserstoff, und dem deutsch-schwedischen Chemiker Scheele<sup>28</sup> gelang 1771 die Darstellung von Chlor und Sauerstoff.<sup>29</sup> Priestley beschrieb als erster den Sauerstoff, und lieferte so einen wichtigen Baustein zum Niedergang der Phlogistontheorie. Zahlreiche Entdeckungen besaßen auch militärischen Wert, gelangten jedoch erst wesentlich später in zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen zur Anwendung. Besonders bemerkenswert ist hier die Darstellung<sup>30</sup> des weißen Phosphors, der bereits im 17. Jahrhundert von dem Offizier, Mediziner und Alchymisten Hen-

---

wird hier die Frage aufgeworfen: Gibt Schwefel mehr Phlogiston ab als Salpeter?) Büchsenmeisterei. Geschoß/ Büchsen/ Pulver/ Kugeln/ Salpeter/ Feuerwerck/ und Pfeil/ a. Zum schimpff und ernst zumachen/ zuzurichten/ und nach jedes Gewicht/ Stein und Lot zu gebrauchen. Daby Gemeine Kriegsrecht/Räth/ Regiment/ und Ordnung, Frankfurt/M. 1596, S. 4.

<sup>26</sup> Laupheimer, Phlogiston oder Sauerstoff, (wie Anm. 19), S. 18–21.

<sup>27</sup> In der Chemie wird üblicherweise zwischen Darstellung (= Herstellung eines Stoffes im Labor) und Herstellung (= massenweise Herstellung eines Stoffes in der Industrie) unterschieden.

<sup>28</sup> Der 1742 in Stralsund geborene Carl Wilhelm Scheele arbeitete und wirkte ab 1757 in Schweden und wird, da Vorpommern schwedisches Reichslehen war, fast ausnahmslos in der Literatur als schwedischer Chemiker bezeichnet.

<sup>29</sup> Carl Wilhelm Scheele, Chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer, Upsala, Leipzig 1777.

<sup>30</sup> Siehe Anm. 27.

ning Brand<sup>31</sup> entdeckt wurde. Georg Wilhelm Leibniz, der selber eine hohe Affinität zur Alchymie besaß<sup>32</sup>, sorgte für die rasche Verbreitung dieses äußerst giftigen Stoffes.<sup>33</sup> Phosphor erfreute sich aufgrund der Chemolumineszenz an den europäischen Höfen hoher Beliebtheit. Obgleich der militärische Nutzen des selbstentzündlichen Stoffes auf der Hand lag, ist ein derartiger Einsatz erst im 20. Jahrhundert erfolgt.

### *III. Chemische Erkenntnis und militärische Anwendung*

#### *III. 1 Alchemie und Kriegsfinanzierung*

Der philosophische Anspruch der Alchymie vertrug sich nicht mit militärischen Erfordernissen. Wird dennoch nach den Berührungspunkten zwischen Militär und okkultur Philosophie gefragt, so muss vor allem auf die Hoffnung zahlreicher Fürsten verwiesen werden, Adepten zur Militärfinanzierung heranzuziehen. Diese entscheidende Triebkraft der Fürstenalchymie wird von der Forschung gegenwärtig, wenn überhaupt, vor allem für süddeutsche Landesherren wahrgenommen.<sup>34</sup> Besonders bekannt ist die Affinität Rudolfs II.

---

<sup>31</sup> Über Brands Leben ist nur sehr wenig bekannt. Der vermutlich 1630 in Hamburg Geborene war zunächst Offizier, später Arzt in Hamburg. Alphon Oppenheim, Artikel Brand, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. III, Leipzig 1876, S. 236.

<sup>32</sup> Leibniz war in jungen Jahren nicht nur Sekretär der Alchemistischen Gesellschaft, sondern pflegte auch später intensiven Briefwechsel mit Alchymisten und verfasste alchymische Traktate. George MacDonald Ross, Leibniz and the Nuremberg Alchemical Society, in: *Studia Leibnitiana* 6 (1974), S. 222–248.

<sup>33</sup> Leibniz erwähnt dort 1692 als das Jahr, in dem Brand den Phosphor entdeckt hätte. Gottfried Wilhelm Leibniz, *Historia inventionis Phosphori*, *Miscellanea berolinensia* 2 (1710), S. 91–98, hier: S. 92. Brand starb jedoch in diesem Jahr. Im Zusammenhang mit Leibniz' Bemühungen um den Phosphor darf erwähnt werden, dass der Gelehrte industriell Phosphor aus Urin zu gewinnen trachtete und zu diesem Zweck hannoveranische Regimenter gezielt den Urin der Soldaten sammeln ließ. Schütt, Auf der Suche, (wie Anm. 11), S. 499.

<sup>34</sup> Alexander Bauer, *Chemie und Alchemie in Österreich bis zum beginnenden 19. Jahrhundert*, Wien 1883; Bruce T. Moran, *The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen*, Stuttgart 1991. Zur Förderung der Alchymie durch europäische Fürsten: Hermann Kopp, *Geschichte der Chemie*, 2 Bde, Braunschweig 1844, S. 193–197.

zur Alchymie. Er zog zahlreiche Adepten an den Kaiserhof.<sup>35</sup> Unter ihnen befand sich auch der polnische Alchymist, Diplomat und Wissenschaftler Michael Sendivogius. Er soll Rudolf angeblich eine große Menge Gold auf dem Wege der Transmutation geschaffen haben, damit dieser seine Kriege finanzieren konnte.<sup>36</sup>

Auch die alchymischen Bestrebungen Max Emanuels von Bayern erfuhren eine weitreichende Beachtung.<sup>37</sup> Dieser zog als erster den neapolitanischen Bauernsohn Caetano in seinen Dienst. Der legte nicht nur viel Wert auf einen angeblichen Grafentitel, sondern auch auf den ihm beigelegten Titel eines kurbayerischen Feldmarschalls, Generalfeldzeugmeisters und Oberst eines Regimentes. Nachdem er in Bayern als Schwindler entlarvt war, setzte er seine Betrügereien am Hofe Leopolds I. und später am Hofe Friedrich I. in Preußen fort.<sup>38</sup> Ebenso wie Max Emanuel erhoffte sich Leopold Geld für seine im Kampf um das spanische Erbe stehenden Truppen.

Anders verhält es sich mit den protestantischen Ländern. Deren alchymische Experimente und Bemühungen um die Adepten liegen weitgehend im Dunkeln. Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, ein markantes Beispiel für einen dem absolutistischen Herrschaftsideal nachstrebenden Fürsten im 18. Jahrhundert<sup>39</sup>, versuchte die Kosten seines Militärs ebenso durch die Transmutation in Gold ab-

---

<sup>35</sup> Jana Švaboda, *Goldenes Gässchen und Alchymisten im rudolfnischen Prag*, Prag 2000; Peter Marshall, *The Magic Circle of Rudolf II: Alchemy and Astrology in Renaissance Prague*, Toronto, London 2009.

<sup>36</sup> Hermann Koop, *Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit*, Bd. I: *Die Alchemie bis zum letzten Viertel des 18. Jahrhundert*, Bremen 2013, S. 106.

<sup>37</sup> Zur Lit.: Karin Figala, Artikel Caetano, Dominico Emanuele, in: Claus Priesner, Karin Figala (Hrsg.), *Alchemie. Lexikon einer hermetischen Wissenschaft*, München 1998, S. 93–96.

<sup>38</sup> Karl Christoph Schmieder, *Geschichte der Alchemie*, Halle 1832 (neu gesetzt und überarbeitet: Wiesbaden 2005), S. 414 f. Schmieders Werk gilt nach wie vor als Klassiker und stellt eine unerschöpfliche und unersetzbare Quelle zur Geschichte der Alchemie dar.

<sup>39</sup> Peter Wick, *Versuche zur Errichtung des Absolutismus in Mecklenburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Territorialabsolutismus*, Berlin (Ost) 1964.

zudecken<sup>40</sup>, wie lange vor ihm Gustav Adolph von Schweden.<sup>41</sup> Im Zuge des Nordischen Krieges bemühte sich sowohl der Führer der livländischen Adelsopposition Patkull, der später als Verräter auf Geheiß Karls XII. starb<sup>42</sup>, als auch sein Landsmann Otto Arnold Paykul Gold durch Transmutation zu schaffen, um damit Truppen zu finanzieren. Der in polnischen Diensten stehende Oberstleutnant Paykul geriet 1703 in schwedische Kriegsgefangenschaft. Als Livländer galt er als Verräter an seinem alten Landesherrn und wurde gerichtlich zum Tode verurteilt. Er erlangte jedoch seine Freiheit durch das Versprechen, Gold zur Finanzierung von zwanzig Regimentern durch die Transmutation verschaffen zu können.<sup>43</sup>

Die Entdecker des europäischen Porzellans, die Alchymisten Ehrenfried Walther von Tschirnhaus<sup>44</sup> und Johann Gottlieb Böttger hielten sich an unterschiedlichen Höfen, zuletzt in Sachsen auf, da sich die Landesherrn davon neue Finanzquellen für die eigene Kriegführung erhofften. Böttger, der in Berlin als Schwindler aufflog<sup>45</sup>, sah sich ge-

---

<sup>40</sup> Besonders aufschlussreich dürfte ein 1,4 lfm umfassender Bestand des Landeshauptarchives Schwerin sein, der leider auf längere Sicht aufgrund mangelnder Erschließung nicht nutzbar ist bzw. nicht eingesehen werden kann. LHA Schwerin 2-12-1/20 Stein der Weisen (Acta lapide philosophorum). Eine kurze anekdotische Mitteilung bietet: Udo Funk, Wie der Herzog Alchemist wurde, in: Mecklenburg Magazin Nr. 13 vom 24. Juni 1994, S. 4.

<sup>41</sup> *Es erzehlte mir der Apotheker Strobelberger/ den ich darauf besuchtel daß ein gewisser Kauffmann von Lübeck!.../aber das Bley zu sigieren und in Gold zu tingiren gewust/ dem Könige von Schweden 100. Pfund Gold in Klumpen gegeben habel woraus er Ducaten schlagen lassen; und weil er gewust/ daß dieses Gold aus Bley verwandelt worden/ so habe er zu beyden Seiten das Signum Sulphuris ... prägen lassen.* Des Herrn de Monconys ungemene und sehr curieuse Beschreibung, (wie Anm. 16), S. 830.

<sup>42</sup> Dies berichtet zumindest Schütt ohne jedoch den als Alchemisten bekannteren Paykul zu erwähnen. Möglicherweise liegt eine Verwechslung mit diesem vor. Vgl Schütt, Auf der Suche (wie Anm. 11), S. 493.

<sup>43</sup> Schmieder, Geschichte der Alchemie, (wie Anm. 38), S. 432.

<sup>44</sup> Tschirnhaus befasste sich neben der Mathematik und der Medizin auch intensiv mit physikalischen und chemischen Experimenten. Unter anderem arbeitete er an der Verbesserung von Brennsiegeln und der Erfindung einer Feuerspritze. Curt Reinhardt (Hrsg.), Briefe an Ehrenfried Walther von Tschirnhaus von Pieter van Gent, Freiburg 1911, S. 3–11, 27.

<sup>45</sup> Trotz der durch Böttger erfahrenen Enttäuschung nahm Friedrich I. in Preußen keineswegs Abstand von der Alchemie sondern ließ sich später auch von dem Adepten Caetano hinters Licht führen. Schmieder nennt Caetano den *größten*

nötigt an den Dresdener Hof Friedrich August I.<sup>46</sup> zu fliehen. Dort begab er sich zunächst unter den Schutz Fürstenbergs und des Generals von Steinau. Fürstenberg bat Böttger inständig, seinem König im Kampf gegen Karl XII. durch sein alchymisches Können beizustehen und Böttger seinerseits forderte ein ganzes sächsisches Regiment zu seiner Bewachung.<sup>47</sup> Nicht alleine diese, sondern auch weitere Beispiele<sup>48</sup> verdeutlichen den massiven Verfall der Alchymie und verweisen auf ihren Niedergang zur bloßen Scharlatanerie.<sup>49</sup>

Andererseits zeigen die anekdotisch überlieferten Fälle die Bindung der Fürsten an ein vormodernes ganzheitliches Denken, dass lange Zeit zum festen Wertekanon „naturwissenschaftlich“ arbeitender Menschen gehörte. Der Glaube an die Möglichkeit der Transmutation wirkte nicht nur in alchymischen Kreisen, sondern auch in mehreren Generationen des europäischen Hochadels, zu dessen Beschäftigungen die Auseinandersetzung mit dem lapis philosophorum ebenso gehörte, wie ausschweifende Festivität, barocke Frömmigkeit und verordnete Reisetätigkeit.

Diese Tatsache verbaute den Blick auf die Neuerungen wissenschaftlicher Chemie. Im Militär brach sich der Glaube an die Fähigkeiten wissenschaftlichen Arbeitens schneller Bahn als in den engeren Zirkeln der Macht.

---

*Windbeutel in Europa.* Schmieder, Geschichte der Alchemie, (wie Anm. 38), S. 414 f, 415 f.

<sup>46</sup> August II. König von Polen/August der Starke.

<sup>47</sup> Die Episode teilt Wackenroder mit dem Hinweis auf einen Brief Fürstenbergs an Böttger mit, ohne diese jedoch exakt nachzuweisen. Wackenroder, Historische Skizze der Alchemie, o.O. 1839, S. 5 f.

<sup>48</sup> J. Weyer, The Image of Alchemy in 19th and 20th Century Histories of Chemistry, in: *Ambix* 23 (1976), S. 65–79.

<sup>49</sup> So nimmt es wenig Wunder, dass Monarchen, die sich der Aufklärung verpflichtet fühlten, der Alchymie ablehnend gegenüber standen. Friedrich II. in/von Preußen trat ihr stets mit Spott gegenüber und Maria Theresia ließ, entgegen dem Rat ihres Generals von Engelshofen, den Alchymisten Sehefeld in Festungshaft setzen, vgl. Schmieder, Geschichte der Alchemie, (wie Anm. 38), S. 450–452; E.O. von Lippmann, Friedrich der Große und die Alchemie, *Chemiker Zeitung* 57 (1933), S. 293.

III. 2 *Kampf und Krieg in der alchymischen Metaphorik*

Obleich die Alchymie nur wenige Berührungspunkte mit dem politischen und militärischen Geschehen besaß, findet sich doch in ihrer Verschlüsselungspraxis militärische Symbolik.

So gehörten zur metaphorischen Sprache der Alchemie auch Worte und Bilder des militärischen Alltags. Beispielsweise schildert ein Gedicht des 16. Jahrhunderts unter dem Titel *Uralter Ritterkrieg* den Kampf Sols (des Goldes) und Mercurius' (Quecksilber)<sup>50</sup> mit dem lapis philosophorum, durch dessen Macht das eigene Ansehen bedroht erscheint.<sup>51</sup>

Zu den zentralen Zielen alchymischen Strebens steht die *Vereinigung der Gegensätze*<sup>52</sup>. Das Streben nach der Ergründung jenes Mysteriums fand seinen Niederschlag in Illustrationen alchymischer Werke des 17. Jahrhunderts, eines Säkulums ununterbrochener Kriege in Mitteleuropa. So finden wir in einer Darstellung des Valentinus *Duodecim claves* (1678) den hermaphroditischen Mercurius<sup>53</sup>, der zwei mit Schwertern bewaffneten Gegnern Einhalt gebietet.<sup>54</sup>

Salomon Trismosin gibt der Alchemie die Gestalt eines Ritters, der die Gegensätze Mercurius und Sulphur vereint. Diese Einheit wird symbolisiert durch ein Schwert, das das geheime einigende Feuer darstellt.<sup>55</sup>

---

<sup>50</sup> Alchymisches Quecksilber ist nicht mit dem Element identisch. Vielmehr dient der Begriff sowohl zur Charakterisierung eines Stoffes als auch eines grundlegenden chymischen Prinzipes.

<sup>51</sup> Schmieder, *Geschichte der Alchemie*, (wie Anm. 38), S. 233.

<sup>52</sup> Siehe hierzu vor allem: Carl Gustav Jung, *Mysterium Coniunctionis*, 2 Bde, Düsseldorf 2006.

<sup>53</sup> Alchymisches Quecksilber (dazu Anm. 50); Zur Anwendung des Mercurius in der Alchemie: Schütt, *Auf der Suche*, (wie Anm. 11), S. 19–24; Zur Metaphorik des Mercurius: Carl Gustav Jung, *Der Geist Mercurius*, in: *Eranos-Jahrbuch* 9 (1942), Zürich 1943, S. 179–236.

<sup>54</sup> Abbildung in: Jung, *Psychologie und Alchemie*, S. 337.

<sup>55</sup> Abbildung in: Schütt, *Auf der Suche*, (Anm. 11), S. 25.

Auch in dem berühmten Werk *Atalanta fugiens* des Michael Maier finden sich drei Darstellungen, die militärische Bezüge besitzen.<sup>56</sup>

### III. 3 *Chemische Kampfstoffe und Gifte im Krieg*

*Sie warfen auch kupferne Kugeln, gefüllt mit Mordschlägen (bombardis digitalibus) wozwischen sich allerlei Brandzeug, Harz und Schwefel befand. ... Sie flogen mit langem feurigen Schweif durch die Luft, zerbarsten beim Niederfallen, und töteten alles, was sie trafen, sowohl durch den abscheulichen Qualm und Gestank, den sie verbreiteten, als auch durch jene Stacheln.*<sup>57</sup>

Der Einsatz von Giften auf dem Gefechtsfeld dürfte so alt sein, wie der Krieg selbst. Bereits antike Autoren verzeichnen derartige Vorfälle mit erstaunlicher Präzision.<sup>58</sup> Obgleich selbst die Tötung von Tieren mittels vergifteter Kugeln als unehrenhaft galt<sup>59</sup> und erst recht dem Einsatz gegen Menschen grundsätzlich der Beigeschmack besonderer Perfidie anhaftete, blieb im Krieg doch auch dieses Mittel recht. Wir kennen nur wenige Passagen aus mittelalterlicher Überlieferung. Selbst für die Neuzeit existieren nur oberflächige Schilderungen von wenigen Autoren. Dennoch scheint die Aussage begründet, dass das 16. und 17. Jahrhundert einen ersten Höhepunkt des Einsatzes *chemischer Kampfstoffe* mit sich brachte.

---

<sup>56</sup> Michael Maier, *Atalanta Fugiens hoc est Emblemata Nova de Secretis Naturæ Chymica*, Oppenheim 1618, S. 109, 173 u. 205.

<sup>57</sup> Zit. nach: Toll, *Zur Geschichte des Geschützwesens am Rhein und in den benachbarten Ländern*, mit besonderer Rücksicht auf das ehemalige Kurfürstenthum Trier, in: *Archiv für die Offiziere des kgl. Preußischen Artillerie- und Ingenieur Corps Berlin*, Posen, Bromberg 1847, S. 68–101, hier: S. 68 f.

<sup>58</sup> Hanslian, *Der chemische Krieg*, Bd. I, (wie Anm. 2), S. 1–4.

<sup>59</sup> Dies teilt Christian Heinrich Schweser Ende des 18. Jahrhunderts mit. *Germani Philoparchi kluger Forst und Jagdbeamte oder juristische und practische Anleitung wie die Forst-, Jagd- und Wildbahngerechsamte aufs beste zu beobachten...* Nürnberg 1774, S. 358, 521.

Die Berichte der Seeschlacht von Lepanto liefern beachtenswerte Belege<sup>60</sup>, die diese Vermutung zu stützen vermögen.

Insbesondere in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges waren das Abbrennen giftiger Stoffe, der Einwurf von Leichen, Kot und toten Tieren in Festungen, beliebte Methoden des Kampfes. Eine Vielzahl unterschiedlichster Brandgeschosse, Granatenfüllungen, wie auch Pechkränze zum Ausleuchten der gegnerischen Truppen bei Nacht, kamen bei Belagerungen zum Einsatz.<sup>61</sup>

Zu den wichtigsten Verfechtern einer „chemischen Kriegführung“ gehörte der Alchymist Johann Rudolph Glauber<sup>62</sup>. Seine Forschungen sind ein treffendes Beispiel dafür, dass auch alchymisch arbeitende Naturphilosophen anwendungsorientiert dachten und forschten.<sup>63</sup>

Im sechsten Teil seiner Schrift *Teutschlands Wohlfahrt*<sup>64</sup> widmet er sich umfassend jenen Möglichkeiten, den Türken mit chemischen Kampfstoffen und Kampfmitteln entgegen zu treten.

---

<sup>60</sup> Eine unverdient in Vergessenheit geratene Arbeit des preußischen Ingenieuroffiziers Toll bietet zahlreiche wertvolle Hinweise für das 16. Jahrhundert. Vgl. Toll, *Zur Geschichte des Geschützwesens*, (wie Anm. 57), S. 68–74.

<sup>61</sup> Alexander Sincerum, *Der Wohlerfahrene Salpetersieder/ und Feuerwerker... Weyland von einem erfahrenen Feuerwerker zusammengebracht und nach dessen Tode denen Liebhabern der Feuerwerkskünste an die Hand gegeben*, Frankfurt, Leipzig 1710, S. 137 f., 140–142; Martinez, *Vom Giftpfeil*, (wie Anm. 4), S. 42.

<sup>62</sup> Glauber forschte zudem an unterschiedlichen Sprengstoffen. Vgl. Hierzu: Brieger, *Glauber als Sprengstoffchemiker*, (wie Anm. 7).

<sup>63</sup> Seine Schriften zur Spagyrik, zur Verbrennungslehre und über Stoffumwandlungen sind nahezu ausschließlich für Anwendungen im Alltag niedergeschrieben und richten sich nicht selten an einzelne Berufsgruppen. Interessant ist auch Glaubers Schreibstil, der zwar von zahllosen alchymischen Symbolen durchsetzt ist, jedoch in der Argumentation sehr klar und für die damalige Zeit außergewöhnlich direkt und frisch wirkt.

<sup>64</sup> Johann Rudolph Glauber, *Teutschlands Wohlfahrt/ Sechster und letzter Teil. Darinnen ... / sondern auch/ waß noch weiteres zur Defension deß Vaterlandes gegen die Türcken daß allernötigste zuwissen/offenbahret wird [...]*, Amsterdam 1661.

*Wan man einen bequemen Soldaten darin informirte, meine Feuer außspeienden Instrumenta zu gebrauchen/ und gebe ihm ein solches mit solchem unterricht/ daß er in Bauren Kleidern unter die Wacht der Stadt gehen/ und daß Wachthaus/ darinnen die Wache beysammen wär/ durch sein Instrument mit einem Feurigen und Blindmachenden und Ohtem (sic!) benehmemdem stinkenden Nebel erfüllet!.../ Man konte dem Soldaten eine solche Granaten in einem Sack zu tragen mitgeben/ in daß' Wachthaus werffen/ welche mit nassem Feuer gefild [...]*<sup>65</sup>

Die Wirksamkeit seiner *Feuer ausspeienden Instrumenta* betonend, schreibt er:

*Ich sage nochmahlen/ daß ein einziger Mensch auß einem solchen Instrument viel 100 Menschen zugleich in einem Augenblick Blind machen kan/ und wan diese Blind sein/ waß können sie thun/ wollen andere ihnen zu hülfte kommen/und weg führen/ so macht man solche auch blind.*<sup>66</sup>

Die Frage nach der tatsächlichen chemischen Zusammensetzung des *nassen Feuers* ist schwer zu ermitteln. Glauber arbeitete mit Salpetersäure und ließ diese auf Terpentinöl einwirken. Zudem experimentierte er mit Salzen.<sup>67</sup> Auch war ihm bereits Chlorgas bekannt.<sup>68</sup>

Interessant erscheint an der obigen Passage auch die Einschleusung eines Soldaten in die gegnerische Stadt. Eine ähnliche Kriegslist findet sich bei Sincerum, der eine Rezeptur gibt, um eine feindliche Kanone zur Explosion unter Freisetzung giftiger Dämpfe zu bringen. Man solle sich vom Gegner scheinbar etwas Pulver wegnehmen lassen, das aus Schwefel, Salpeter, Kohle, dem Kraut Viseglia und Quecksilber bestehe.<sup>69</sup>

---

<sup>65</sup> Glauber, Teutschlands Wohlfahrt, VI, (wie Anm. 64), S. 54.

<sup>66</sup> Ebd., S. 52.

<sup>67</sup> Glauber, Teutschlands Wohlfahrt, Bd. VI, (wie Anm. 64), S. 47–63.

<sup>68</sup> Wolf-Dieter Müller-Jahncke, Artikel Glauber, Johann Rudolf, in: Priesner, Figala, Alchemie (wie Anm. 37), S. 150 f.

<sup>69</sup> Sincerum, Der Wohlerfahrene Salpetersieder/ und Feuerwerker (Anm. 61), S. 148.

Der polnische Autor Casimir Simienowicz beschrieb in seiner bekannten Abhandlung *Vollkommene Geschütz-Feuerwerck-Büchsenmeistery-Kunst*<sup>70</sup> unterschiedliche Formen des Gifteinsatzes im Kriege. Grundsätzlich unterschied er zwischen *Gifft-Kugeln* und *stinkenden Kugeln*, denen er je ein eigenes Kapitel einräumt und verschiedene Rezepturen aufführt.<sup>71</sup>

So seien Kugeln aus Stahl, Zinn oder Blei mehrfach stark zu erhitzen und in einen Sud aus Ruß, Salz, Mäuseohren<sup>72</sup> oder in Schierlingsaft<sup>73</sup>, Eibischwurz<sup>74</sup> und Seife zu tauchen.

Weitere Tinkturen zur Behandlung der Musketenkugeln waren seinerzeit Auszüge des Eisenhutes<sup>75</sup>, des Wolfswurzes sowie der Eibe.

---

<sup>70</sup> Casimiro Simienowicz, *Vollkommene Geschütz-Feuerwerck- und Büchsenmeistery-Kunst* hiebor in lateinischer Sprache beschrieben und mit Fleiß zusammengetragen, I. Bd., Franckfurt/M. 1676, S. 175.

<sup>71</sup> Simienowicz, *Vollkommene Geschütz-Feuerwerck- und Büchsenmeistery-Kunst*, I, (Anm. 70), S. 169–175.

<sup>72</sup> Teile der Maus, vor allem der Schwanz, galten früher als giftig. Riegler, Artikel Maus, in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. VI, Berlin, Leipzig 1935, Sp. 31–60, hier: Sp. 33, 44 f.

<sup>73</sup> *Conium maculatum* (Gefleckter Schierling), Linneus. Der Hauptwirkstoff ist Coniin (d- $\alpha$ -Propylpiperidin). Vergiftungen äußern sich durch verstärkten Speichelfluß, Sehstörungen, Zungenlähmung, *Verlust des Lagegefühls* sowie schließlich zentrale Lähmung, die alle Gliedmaßen kalt, bewegungslos und unempfindlich werden läßt. Otto Gessner, *Gift- und Arzneipflanzen von Mitteleuropa*, Heidelberg 1974, S. 13–15. Schierlingsvergiftungen werden bisweilen mit Vergiftungen durch Chantaridin verwechselt, das aus *Meloe* sp. (Ölkäfern) gewonnen wird. So starb auch Sokrates wahrscheinlich nicht durch Schierling (Coniin) sondern durch Cantharidin. Johannes Lückmann, Manfred Niehus, *Die Ölkäfer in Rheinland-Pfalz und im Saarland. Verbreitung, Phänologie, Ökologie und Schutz*, Mainz 2009, S. 107–110; Martin Meier, *Eine Meloe proscarabeus*, L. Beobachtung bei Warin, in: *Virgo. Mitteilungsblatt des Entomologischen Vereines Mecklenburg 16* (2013) (im Druck).

<sup>74</sup> *Althea officinalis* (Echter Eibisch) ist ungiftig und stellt eine alte, wertvolle Heilpflanze dar. Gessner, *Gift- und Arzneipflanzen* (Anm. 73), S. 403 f. Die Beigabe hat vermutlich abergläubischen Charakter oder es handelt sich um eine Verwechslung mit der äußerst giftigen Eibe.

<sup>75</sup> *Aconitum napellus*, Linnæ (Echter Sturmhut, auch Blauer oder Echter Eisenhut). Hauptwirkstoffe sind Aconitin und hiermit verwandte Alkaloide. Vergiftungsercheinungen beginnen mit Frösteln und Kribbeln in der Haut und enden mit Kolliken, Schmerzen in Hals, Kopf, Rücken und Herz sowie Blasenlähmung. Schließ-

*[...] die Wunden von solchen gift also angestecket werden/ daß sie auch bloß im Durchgehen oder Durchschieszen einen gantz gefährlichen Gift hinterlassen/ wenn ihm nicht bey Zeiten mit gebührenden Mitteln begegnet wird [...] dennoch das Gift so subtil und ansteckend/ daß es allgemach auß den kleinen Adern in die grossen schleichend und darauff nach dem Hertzen tretend/ den Verwundeten geschwind umb Leben bringe [...].*<sup>76</sup>

Beliebter, als die Nutzung giftiger Gase im Fernkampf, war der Einsatz von Giften im Nahkampf. So wird in der 1660 erschienen Praxis Artolloriae pyrotechnicae eine mit Arsen, Antimon und Schwefel gefüllte Stielhandgranate beschrieben.<sup>77</sup> Auch fertigte man Krüge mit langen Hälsen, die mit Schießpulver und Quecksilber gefüllt wurden. Diese giftigen Handgranaten bezeichneten Zeitgenossen als *Sturmkrüge*. Die Wirkung des Quecksilbers wurde mit Arsenik (Arsen-III-oxid)<sup>78</sup> verstärkt. Arsenik war seit alten Zeiten ein sehr beliebtes Gift, das den Vorzug besaß, schnell seine Wirkung zu entfalten. Es ruft bereits innerhalb der ersten Stunde akute Vergiftungserscheinungen hervor, die sich in Gewebeödemen sowie Übelkeit und Erbrechen äußern. Innerhalb von drei Tagen tritt der Tod durch Wasser- und Elektrolytverlust ein.<sup>79</sup> Ein bedeutender Forscher auf dem Gebiete der Arsenverbindungen war der Offizier und Alchemist Henning Brand<sup>80</sup>. Die den Sturmkrügen zugegebenen Quecksilberanteile erwiesen sich gleichfalls als sehr

---

lich treten ein rapides Absinken der Körpertemperatur und der Tod im Koma ein. Gessner, Gift- und Arzneipflanzen (wie Anm. 73), S. 80–85.

<sup>76</sup> Simienowicz, Vollkommene Geschütz-F Feuerwerck- und Büchsenmeisterey-Kunst, Bd. I, (wie Anm. 70), S. 42.

<sup>77</sup> Hanslian, Der chemische Krieg, (wie Anm. 2), S. 3.

<sup>78</sup> Auch in der Alchemie besaß Arsenik eine gewisse Bedeutung, wobei wiederum zu beachten bleibt, dass mit dem gleichen Wort verschiedene Stoffe gemeint sein könnten.

<sup>79</sup> Gerhard Eisenbrand, u. a., Toxikologie für Naturwissenschaftler und Mediziner. Stoffe, Mechanismen, Prüfverfahren, Weinheim 2005, S. 281 f. Eine interessanter Fall, der die Symptome schildert, findet sich in: Anonym, Vernünfftige Urtheile über tödliche Wunden nach deren Natur und Ursachen auch was bey deren Besichtigung und sonsten zu beobachten..., Nürnberg 1719, S. 172–174. Leider handelt es sich um einen zivilen Giftmord.

<sup>80</sup> Siehe Anm. 31.

wirkungsvoll. Quecksilber besitzt einen hohen Dampfdruck.<sup>81</sup> Es geht zügig von der flüssigen in die Gasphase über und wird über die Lunge aufgenommen. Die akute Vergiftung beginnt mit stundenlangen starken Schmerzen im Magen-Darm-Bereich. Später setzen schmerzhafte Entzündungen des Dickdarms und der Mundschleimhaut ein. Der Tod konnte im Zeitraum von zwei bis vier Wochen eintreten. Der Einsatz von *Sturmkrügen* führte also nicht unmittelbar zum Tod des Gegners. Ein wichtiger Nachteil bestand somit in der Tatsache, dass der Feind nicht sofort gefechtsunfähig wurde.

Quecksilber wurde zudem genutzt, um Gewässer zu vergiften. So berichtet Johann Caspar Steube, ein thüringischer Schuhmacher, der auf ein abenteuerliches Leben zurückblicken konnte, dass der österreichische Gouverneur des Banates, Baron von Engelshofen in den Jahren 1734–1736 große Mengen Quecksilber in die Szerna eingeleitet hätte. Diese Maßnahme habe dazu gedient, das Flussbett zu vertiefen, um so den Türken den Übergang zu verwehren.<sup>82</sup> Tatsächlich jedoch dürften damit das Wasser des Flusses und alle in ihm befindlichen Fische für Jahrzehnte geschädigt worden sein.

Ende des 17. Anfang des 18. Jahrhunderts kamen *Sturmfässer* auf. Sie basierten auf Arsenik im Gemisch mit Arsensulfid<sup>83</sup> sowie großen Mengen an Bilsenkrautsamen<sup>84</sup>. Auch sie wurden in Gefechten eingesetzt, galten aber als wirkungsvoller im Einsatz gegen feindliche Lager.

---

<sup>81</sup> Dampfdruck ist eine Eigenschaft, die beschreibt, wie schnell ein Stoff aus der flüssigen Phase in die Gasphase übertritt.

<sup>82</sup> Johann Kaspar Steube, Von Amsterdam nach Temiswar. Wanderschaften und Schicksale, Berlin 1969, S. 137.

<sup>83</sup> As<sub>2</sub>S<sub>3</sub>

<sup>84</sup> Schwarzes Bilsenkraut, *Hyoscyamus niger*, Linnae. Die Samen enthalten verschiedene Alkaloide und zudem Scopolamin. Dieses bewirkt starke Lähmungserscheinungen. Hinzu treten typische Atropinvergiftungsformen (Atropin = d-Hyoscyamin), also Halluzinationen, Tobsucht, Krämpfe schließlich Erschlaffung, Absinken der Körpertemperatur und bei letaler Dosis Atemlähmung. W. Osetzky, Schwarzes Bilsenkraut - Vergiftungen, in: Naunyn-Schmiedebergs Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie 125 (1931); auch in: Führer-Wielands Sammlung von Vergiftungsfällen 2 (1931); Gessner, Gift- und Arzneipflanzen (wie Anm. 73), S. 26 f. u. 33 f.

Ein Bericht über ihre grausamen Wirkungen liegt uns aus dem Ende des 17. Jahrhunderts vor. Der Rauch habe die Bäucher der Menschen anschwellen lassen, sie *biß drei stund sinnloß (besinnungslos) machen, ja etliche gar ertödtet*. Bisweilen enthalten die Ausführungen der Feuerwerker<sup>85</sup> jedoch auch Darstellungen, die eher Produkt des Aberglaubens, statt naturwissenschaftlicher Erkenntnis oder gar praktischer Anwendung waren.

So gibt Simienowicz für die Giftgewinnung folgende Rezeptur an: [...] *nimm ferner 3. oder 4. Feuer-Kröten von denen/ die in den Sträuchern leben/ welcher Rücken wie bläulich anzusehen/ und die sehr groß und mit unterschiedlichen Farben gesprenkelt/ die sind um so viel schädlicher und giftiger/ je kälter und finsterer der Wald (ist).*<sup>86</sup>

Wirkungsvoller und gleichfalls in der Praxis zur Anwendung gelangt sind Pulver, die bei ihrer Verbrennung giftige Gase freisetzen. Üblich waren Gemische aus Pferdemist, Schwefel, Kohle und arsenhaltige Substanzen. Man setzte zudem auf starke Rauchentwicklung durch die Beimischung von Birkenrinde, Blättern und diverser Kräuter. Ein bekanntes und sehr wirksames Geschoss war der sogenannte *Totenkopf*. Hierbei handelte es sich um eine Kugel, die mit einem Hohlraum versehen war. In der Mitte befand sich Mehl, in das einzelne Blei oder Eisenkugeln eingelassen waren. In kleinen zuführenden Schächten befand sich Pulver. Das Mehl wurde mit Kohlenstaub und Petroleum vermischt.<sup>87</sup> Das Geschoss wurde dann nochmals vollständig mit Pech umgeben und schließlich in Leinwand gehüllt. Der Totenkopf war auch als hölzerne Variante im Einsatz.

---

<sup>85</sup> *Die Feuerwerkerey ist nichts anders/ dann eine künstliche Ausarbeitung allerhand Ernst- und Lustsachen/ derer man sich bey feindlicher Gefahr/ oder Lust und Fröhlichkeiten bedienet.* Sincerum, *Der Wohlerfahrene Salpetersieder/ und Feuerwerker* (wie Anm. 61), S. 62

<sup>86</sup> Simienowicz, *Vollkommene Geschütz-Feuerwerck*, (wie Anm. 70), S. 172.

<sup>87</sup> Ebd., S. 175

Glaubt man den frühneuzeitlichen Berichten, so sind vergiftete Geschwehrgewehrkugeln häufig im infanteristischen Kampf angewandt worden.

Über den Einsatz chemischer Kampfmittel zur See ist bislang nur wenig bekannt. Auch in diesem Bereich wurde mit unterschiedlichen Gemischen experimentiert, die vor allem Brandgeschossen galten.

Schließlich bleibt der Hinweis auf den Einsatz von Nebeln zur Tarnung. Im Jahre 1700 nutzte Karl XII. bei seinem Übergang über die Düna gezielt die Rauchentwicklung von nassem Stroh, um die Forcierung des Flusses zu decken. Hierzu ließ er das Material auf kleine Boote aufschichten und bei günstigen Windverhältnissen in Brand setzen.<sup>88</sup>

Auch in dem von Alexander Sincerum 1710 herausgegebenen Feuerwerkereybuch findet sich eine Rezeptur um *Blend-Kugeln zu machen/ wann man bauet/ daß der Feind nicht sehen kan/ was man machet*. Sie ist denkbar einfach. Die Zusammensetzung des Geschossinhaltes bestand aus Salpeter, Schwefel und Harz.

Sofern ein Gegner in eine Festung eindringe, könnten sich die Verteidiger bei günstigem Wind durch das Abbrennen einer Mischung aus vier Pfund gehärtetem Schiffspech, 2 Pfund Petroleum, 2 Pfund Geigenharz, 6 Pfund Schwefel und 8 Pfund Salpeter, 30 Pfund Kohlen, 2 Pfund Spiessglanz und 6 Pfund Lindenholzkohle großen Vorteil verschaffen. Dem Feind werde die Sicht auf die Einbruchstelle verwehrt.<sup>89</sup>

---

<sup>88</sup> Robert Wizinger, *Chemische Plaudereien über Atomzertrümmerung, Gaskrieg, Vitamine, Kohleverflüssigung und andere Gegenwartsprobleme*, Bonn 1938, S. 197.

<sup>89</sup> Alexander Sincerum, *Der Wohlerfahrene Salpetersieder/ und Feuerwerker* (wie Anm. 61), S. 136 f.

III. 4 *Moralische Vorbehalte gegen den Einsatz von Giften*

Den Ausführungen frühneuzeitlicher Autoren zum Trotz bestanden doch rechtliche und humanistische Vorbehalte gegen den Einsatz von Giften.

Zur Tötung des Gegners mittels giftiger Stoffe teilte der bekannte Militärschriftsteller Franz Joachim Brechtel<sup>90</sup> in seiner 1591 erschienen *Büchsenmeisterey*<sup>91</sup> mit: *Nun wollen wir noch kürztlich hinzu thun dasjenig, davon vil verstendige Büchsenmeister, wenig oder garnichts halten, ..., nemlich die vergiftung des luffts*. Auch ein halbes Jahrhundert später urteilte der schon erwähnte polnisch-litauische General Simienowicz. *Aber diese Manier den Feind zu schaden/ die vermittelst der vergiftten Kugeln geschicht/ wolte ich nicht gerne unter meine Inventiones gezehlet haben/ weil einen guten Soldaten (wie schon gedacht/) und einen rechten Christen nicht gezichmet seinen Nechsten mit Gift aus dem Weg zu räumen.*<sup>92</sup>

Etwas weniger Skrupel hegte man vor dem Einsatz giftiger Gase gegen Andersgläubige. So schlug der deutsche Chemiker Johann Rudolf Glauber vor, der Türkengefahr durch den Einsatz chemischer Kampfstoffe zu begegnen. Er entwickelte unterschiedliche Geschosse, die vor allem auf Terpentinöl und Salpetersäure beruhten. Beide Substanzen sollten in den Granaten durch gesonderte Raumzwischenwände

---

<sup>90</sup> Einen kurzen biographischen Hinweis bietet: Karl Schneider, Zusammenstellung und Inhalts-Angabe der artilleristischen Schriften und Werke in der Bibliothek Seiner Exzellenz des Herrn Feldzeugmeisters Ritter v. Hauslab, in: Mitteilungen über Gegenstände der Artillerie- und Kriegswissenschaften (1868), S. 125–211, hier: S. 167 f.

<sup>91</sup> In einem kurzen Beitrag über chemische Kriegführung in der Frühen Neuzeit unterließ mir der Fehler, das Erscheinungsjahr des Werkes von Brechtel falsch anzugeben. Statt 1591 führe ich dort das Jahr 1691 an. Vgl. Franz Joachim Brechtel, *Büchsenmeisterey*. Das ist: Kurtze doch eigentliche erklärung deren ding, so einem Büchsenmeister fürnemlich zu wissen von nöten, I, Nürnberg 1591; Martin Meier, *Chemie und Krieg*, in: *Militärgeschichte. Zeitschrift für historische Bildung* 2 (2012), S. 18–21, hier: S. 19.

<sup>92</sup> Simienowicz, *Vollkommene Geschütz-Feuerwerck- und Büchsenmeisterey-Kunst*, (wie Anm. 70) S. 169.

getrennt werden, die im Einsatz zerstört, die Reaktion beider Stoffe hervorrufen konnten.<sup>93</sup>

Das erste vertraglich vereinbarte Verbot des Einsatzes von giftigen Gasen und anderen Giftkampfstoffen stammt aus dem Jahre 1675. Bei der Übergabe der Festung Straßburg, versprachen die kaiserlichen und französischen Truppen, sich künftig keiner *Drat-, vergifteten, gestirnten* Kugeln mehr zu bedienen. Neben moralischen Bedenken, die auch Völkerrechtsgelehrte äußerten, sprachen technische Probleme gegen den Einsatz von giftigen Gasen. Zum einen verwiesen Feuerwerker, wie Simienowicz, die Eigengefährdung der Truppe durch sich plötzlich ändernde Windverhältnisse. Andererseits verflüchtigten sich die Gase zu schnell. Um dieser Tatsache vorzubeugen, setzte man den Giftgranaten Blätter und Wurzeln giftiger Pflanzen hinzu. Diese hielten sich scheinbar länger in Bodennähe.

Trotz der auch von den Franzosen unterzeichneten Vereinbarung, sich künftig des Einsatzes giftiger Gase zu enthalten, griffen dieselben doch wieder 1688 bei der Belagerung von Koblenz hierauf zurück.

*Die Bomben waren 200 Pfund schwer und von einer sonderlichen Invention an der Seite mit 3 krummen Haken, und die, wenn sie zersprangen, einen so grausamen Gestank von sich gaben, daß niemand dabei bleiben konnte.*<sup>94</sup>

Brechtel berichtet von einem alten erfahrenen Bergfachmann, dem er begegnete. Dieser habe ihn auf einen Stein hingewiesen, mit dessen Hilfe man die Luft vergiften und so die Gegner im Kriege bezwingen könne. Die Türken würden hiervon im Kriege viel Gebrauch machen und hätten etliche Christen auf diese Weise getötet. Vermutlich handelte es sich bei dem Stein um ein schwefelhaltiges Gemisch, das abgebrannt wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde mit unter-

---

<sup>93</sup> Siehe Anm. 64.

<sup>94</sup> Theatrum Europaeum XIII., Frankfurt/M. 1698, S. 326.

schiedlichsten Stoffgemischen experimentiert. Hierbei mischten Feuerwerker gerne Quecksilber und Quecksilberverbindungen mit tierischen und pflanzlichen Giften.

### III. 5 *Verbesserung der Kampfmittel durch Anwendung chemischer Erkenntnisse*

Der Umfang des Einsatzes chemischer Kampfstoffe ist für die Frühe Neuzeit nicht genau bestimmbar. Kenntnisse über Gifte und Gase waren für den militärischen Führer sicher entbehrlich. Die Zusammensetzung der Pulver<sup>95</sup>, sowie Grundlagen des Verbrennungsvorganges wurden hingegen immer wichtiger, vor allem für Angehörige der Artillerie.<sup>96</sup>

Ihnen boten Lehrwerke des 18. Jahrhunderts reichhaltige Informationen. Interessant erscheint hierbei, inwieweit sie den aktuellen Kenntnisstand der Chemie widerspiegeln. Georg Tempelhoff, Offizier des preußischen Feld-Artillerie-Corps, urteilt 1768 in Anknüpfung an Hermann Boerhave und Jacob Beccari:

*Das Element des Feuers, wenn es allein und unvermischt ist, heißt Feuer, Licht und Wärme, ‚materia solaris‘<sup>97</sup>. Man hält davor an, daß dasselbe an und vor sich ein flüssiges Wesen und aus verschiedenen kleinen Theilen zusammengesetzt ist, die sich beständig, obzwar nicht immer mit einerlei Geschwindigkeit bewegen.<sup>98</sup> Es sei an allen Orten zugegen und in jedem Körper enthalten.*

---

<sup>95</sup> Thronson du Coudray, Abhandlung über das beste Verfahren den Salpeter auszuziehen und ein vollkommenes Schießpulver daraus zu bereiten, Leipzig 1797.

<sup>96</sup> Auf die Forschungen zur Salpetergewinnung und -veredelung sowie zur Schwarzpulverherstellung kann hier nicht eingegangen werden. Einerseits mangelt es an Platz, andererseits ist hier bereits viel geleistet.

<sup>97</sup> Hervorhebung im Original.

<sup>98</sup> G.F. Tempelhoff, Grundsätze der Artillerie in denen die Natur und Eigenschaften des Pulvers untersucht und durch viele gründliche Erfahrungen ins Licht gesetzt werden. Aus dem Italienischen des Herrn Papacino d'Antonio mit Anmerkungen vermehrt, Berlin 1768, S. 3. Es bleibt unklar, welchen Bemerkungen dem italienischen Original entstammen und welche Zusätze Tempelhoff vornahm.

*Wenn das Feuer aus seinem flüssigen Zustande, so zu sagen, in dem (sic!) Zustande der Dichtigkeit übergeht und so offenbahr selbst ein Theil des Körpers wird, so nennt man diese Substanz, eine verbrennliche Materie, phlogistische Materie, Schwefel, wenn man ihn als Grundstoff betrachtet, oder Nahrung des Feuers.<sup>99</sup>*

Hier wird die ungebrochene Bindung an die Phlogistontheorie sehr deutlich. Zudem tritt mit der über Schwefel getätigten Äußerung der Gedanke an die Trennung von Substanz und Prinzip hervor. Schwefel weist hier nicht das bekannte Element, sondern das Prinzip Schwefel, gleicht dem Mercurius (Quecksilber) der Alchemie. Folgen wir Tempelhoff weiter, ist *die Gewalt des Pulvers* abhängig von der Beschaffenheit des in ihm ruhenden Feuerstoffes. *Und das die Gewalt des Pulvers grösstenteils von der fortdauernden flüssigen Materie herkommt, welche die Flamme aus ihren Verhältnissen befreyt.*<sup>100</sup> Die dem Pulver innewohnende Feuermaterie, die Tempelhoff nur an einer einzigen Stelle als Phlogiston bezeichnet, treibt das Geschöß aus dem Lauf. Wie in zahlreichen weiteren zeitgenössischen militärwissenschaftlichen Darstellungen finden sich auch in dem 1765 erschienen Werk *Gründliche Anweisung zur Lust-Feuerwerkerey* des württembergischen Artilleriehauptmanns Blümel unverkennbar Bezüge zur Phlogistontheorie. Die Grundstoffe des Pulvers behandelnd, führt Blümel zum Salpeter aus: *Der Salpeter ist ein Körper, welcher zu der (sic!) sogenannten Mittelsalzen gehört ... Er enthält sehr viele und zusammengepresste Luft in sich. Dieses zeigt sich deutlich, wann er mit Schwefel und Kohlen gemischt wird.*<sup>101</sup>

Forschungen zur optimalen Zusammensetzung des Pulvers erwiesen sich nicht immer als zum Ziel führend. So entdeckte Henri Louis Duh-

---

<sup>99</sup> G.F. Tempelhoff, Grundsätze der Artillerie, S. 4.

<sup>100</sup> Ebd., S. 17, 202.

<sup>101</sup> Johann Daniel Blümel, Deutliche und gründliche Anweisung zur Lust-Feuerwerkerey, besonders in denjenigen Stücken, die das Auge der Zuschauer am meisten belustigen, und in Verwunderung setzen, Straßburg 1765, S. 1.

amel du Monceau 1736 Natronsalpeter.<sup>102</sup> Dieser erwies sich jedoch als deutlich hydrophiler, als der bekannte Kalisalpeter.<sup>103</sup>

Andererseits bot das 18. Jahrhundert eine hohe Zahl mehr oder weniger wirkungsvoller neuer Kampfmittel, deren Vielfalt heute kaum noch Beachtung findet. So existierten unterschiedliche Formen von Brandkugeln: Ernstkugeln<sup>104</sup> und Wasserkugeln. Unter Wasserkugeln verstanden Zeitgenossen im Wasser brennende Substanzen. Auf dem Ehrenbreitstein wurden beispielsweise 1637 elf Ernstkugeln und zwölf Wasserkugeln gelagert.<sup>105</sup> Die am häufigsten in Kampfmitteln verwendeten Substanzen waren neben Schwefel, Kohlenstoff und Salpeter vor allem *Spiessglas*<sup>106</sup>, Colophonium<sup>107</sup>, Terpentin, aber auch Galmei<sup>108</sup>.

Am Rande darf darauf verwiesen werden, dass Alchymiker und Chemiker sich auch mit der Verbesserung der Ausrüstung von Soldaten befassen. So erfand Glauber einen Stoff zur Imprägnierung von Regenschutzbekleidung für Soldaten.<sup>109</sup>

---

<sup>102</sup> Natriumnitrat  $\text{NaNO}_3$ , Zeitgenössisch: natrum nitricum, auch kubischer Salpeter. A. Scharfenberg, Die Feuerwerkunst in ihrem ganzen Umfange, Ulm 1848, S. 30 f.

<sup>103</sup> Kaliumnitrat  $\text{KNO}_3$ .

<sup>104</sup> Ernstkugeln wurden mit Öl gefüllt, das oft durch Schweine- und/oder Gänsefett ersetzt wurde. Diese versetzten Feuerwerker mit Schwefel. Simienowicz, Vollkommene Geschütz-Feuerwerk- und Büchsenmeisterei-Kunst, (wie Anm. 70), S. 160; Zahlreiche Rezepturen bietet: Sincerum, Der Wohlerfahrene Salpetersieder/ und Feuerwerker, (wie Anm. 61), S. 143–145.

<sup>105</sup> Töll, Zur Geschichte des Geschützwesens, (Anm. 57) S. 87.

<sup>106</sup> Auch Spiessglas, Grauspiessglas.  $\text{Sb}_2\text{S}_3$  ist ein seit Jahrtausenden bekannter Stoff, der schon von den Ägyptern zur Herstellung von Schminke verwandt wurde und dem die Araber den Namen Alkohol (das besonders Feine gaben) Paracelsus übertrug diesen Namen auf Ethanol.

<sup>107</sup> Baumharz, bei dessen Verbrennung gesundheitsschädliche Gase freigesetzt werden. Zahlreiche Beispielrezepturen: Simienowicz, Vollkommene Geschütz-Feuerwerk- und Büchsenmeisterei-Kunst (wie Anm. 70). *Colophonium, das Geigenhartz wird gleicher Massen unter die brünstige Sätze zum Feuer-Spissen/ Feuer-Kugeln/ geschmeltzen Zeugel/ Sturm-Krüntzen/ Wasserkugeln Feuer- und Sternenbutzen gebraucht.* Sincerum, Der Wohlerfahrene Salpetersieder/ und Feuerwerker, (wie Anm. 61), S. 70 f.

<sup>108</sup> Töll, Zur Geschichte des Geschützwesens, (wie Anm. 57) S. 89; Zinkerze. Unterschieden werden echter Galmei und Kieselgalmei.

<sup>109</sup> Explicatio über mein Miraculum Mundi durch Johann Rudolph Glaubern/ 1656. Nun aber epitomirt durch einen Liebhaber Philosoph. Geheimnissen o.O 1714,

### III. 6 Pharmazie und Militär

So wie sich im Zuge des 17. und 18. Jahrhunderts langsam die wissenschaftlich Chemie von der Alchymie absonderte, entwickelten sich auch zwei verschiedene Richtungen der Arzneimittelgewinnung: die Spagyrik und die Iatrochemie. Spagyrik, zunächst begrifflich gleichbedeutend mit der Alchymie, stellte zusehends ein iatrochemisches Konzept dar, aus dem die wissenschaftlich fundierte Pharmazie sich langsam abschied.<sup>110</sup> Spagyrik wurde schließlich als Kunst, Arzneimittel auf alchymischem Wege herzustellen, gedeutet. Iatrochemie hingegen umfasste sämtliche chemische Konzepte der Arzneimittelherstellung und Heilung Erkrankter.

Die Versorgung verwundeter Soldaten erlebte mit dem Übergang zum stehenden Heer ab Mitte des 17. Jahrhundert eine deutliche Verbesserung.<sup>111</sup> Umso stärker wuchs auch innerhalb des Militärs das Interesse an neuen Heilmitteln.

Eine wichtige Arbeitsmethode der Alchemie stellte das Destillieren dar. Diese Kunst erfuhr im Zuge des Aufstiegs der Spagyrik einen ers-

---

S. 343–363, hier: S. 359. Dort findet sich auch die genaue Rezeptur.

<sup>110</sup> Zur Entwicklung des Begriffes Spagyrik: Axel Helmstädter, Spagyrische Arzneimittel. Pharmazie und Alchemie der Neuzeit, Stuttgart 1990, S. 15–18; Auch in jüngeren Werken wird der Begriff mitunter nicht sauber getrennt. Priesner und Figala räumen in ihrem Lexikon der Alchemie dem Begriff Spagyrik keinen eigenen Artikel ein. Stattdessen verweist Principe darauf, dass unter Spagyrik die Kunst der Herstellung des Steines der Weisen verstanden wurde. Müller-Jahncke hingegen erläutert im selben Band richtig: Die Herstellung der Chemiatrika folgte im Allgemeinen der alchemischen Praxis, wobei häufig das von Paracelsus empfohlene Verfahren der Spagyrik Anwendung fand. Vgl.: Lawrence P. Principe, Arbeitsmethoden, in: Priesner/Figala, Alchemie (wie Anm. 37), S. 51–57, hier S. 56; Wolf-Dieter Müller-Jahncke, Chemiatrie, in: Alchemie. Lexikon einer hermetischen Wissenschaft, S. 98–100, hier S. 99.

<sup>111</sup> Vor allem die zunehmende Institutionalisierung der Chirurgie und ihre Aufwertung gegenüber der Medizin trug hierzu bei. (Chirurgie und Medizin wurden als getrennte Fächer betrachtet. Chirurgie galt als Handwerk, nicht als Wissenschaft). Michael Sachs, Geschichte der operativen Chirurgie, Bd. IV, Heidelberg 2003, S. 223–299. Die Chirurgie wiederum verdankte diesen Aufstieg dem Militär. Ihren ersten Höhepunkt erlebte diese Entwicklung in Deutschland mit der Erhebung des Berliner Militärlazarettes zur Ausbildungsstätte für Chirurgen im Jahre 1727.

ten Höhepunkt. Mit ihr entwickelten sich auch zahlreiche Destilliergeräte, die unerlässlich waren, pflanzliche Stoffe auszuziehen. Hierfür diente Ethanol als universelles Auszugsmittel.

Neben Ethanol fand vor allem die Tollkirsche ab 1771 Verwendung als Narkotikum bei Operationen.<sup>112</sup>

So nimmt es wenig Wunder, dass die Entwicklung und der Erwerb neuer Destilliergeräte von Fürsten gefördert wurde, mit dem Ziel, dem eigenen Heer ausreichend Arzneimittel zur Verfügung zu stellen.

#### *IV. Chemiker im Militär*

Abschließend darf kurz auf die Tatsache verwiesen werden, dass einige Alchymisten und Chemiker des 17. und 18. Jahrhunderts enge biographische Bezüge zum Militär aufweisen. Der Entdecker des Phosphors, Henning Brand, dessen Lebensweg weitgehend im Dunkeln liegt, war Offizier.

Gerade die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts rief zahlreiche Kritiker der Phlogistontheorie auf den Plan. Zu ihnen gehörte auch Pierre August Adet (1763–1834), der sich neben Antoine Laurent Lavoisier und Claude Louis Comte Berthollet Verdienste um eine einheitliche chemische Nomenklatur erwarb. Adet besaß enge Kontakte zum französischen Marineministerium, für das er als Adjunkt arbeitete.<sup>113</sup> Auch der Entdecker des Natronsalpeters, der oben erwähnte Duhamel, war Inspekteur im Marineamt und forschte unter anderem an der Konservierung von Schiffbauholz und der Verbesserung der Sanitätsversorgung der Flotte.

---

<sup>112</sup> Württembergische Pharmaköe, 1772.

<sup>113</sup> Wolfgang Müller, Artikel Adet, Pierre, in: Winfried R. Pötsch, u. a. (Hrsg.), Lexikon bedeutender Chemiker, Leipzig 1988, S. 9.

Die vorstehenden Beispiele verdeutlichen die enge Verknüpfung der Biographien einiger Chemiker mit dem Militär. Verglichen mit der hohen Zahl alchymisch und chemisch arbeitender Personen, sind jene mit einem militärischen Hintergrund jedoch eher selten.

#### *V. Schlussbetrachtungen*

Im 17. und 18. Jahrhundert vollzog sich ein langsamer Übergang von der alten alchymischen Kunst zur wissenschaftlichen Chemie. Nicht selten waren es alchymisch arbeitende Naturwissenschaftler, die den theoretischen Unterbau der neuen Wissenschaft schufen. Erinnert werden darf in diesem Zusammenhang an Robert Boyle und Georg Wilhelm Stahl. Während Alchymisten, die dem überlieferten Ethos (*aurum nostrum non est aurum vulgi*) verpflichtet blieben, nach Selbstvervollkommnung strebten, suchten Chemiker nach anwendungsbezogener Erkenntnis. So nimmt es wenig Wunder, dass es gerade in den beiden hier erörterten Jahrhunderten zu einer stärkeren Bindung zwischen Militär und naturwissenschaftlicher Forschung kam. Überlegungen der Chemiker zielten auf die Entwicklung der militärischen Ausrüstung (Glauber), die Schaffung neuer Pulversorten und die Erklärung der Verbrennungsvorgänge sowie die Erfindung chemischer Kampfstoffe. Obgleich die Vergiftung eines Gegners als unehrenhaft galt und erste völkerrechtliche Verträge ihre Anwendung einschränkten, forschten doch Chemiker an ihnen. Hierbei wurden Geschosse für die Artillerie ebenso entwickelt, wie Kugeln und Handgranaten für den Nahkampf. Ob die Entwicklung neuer Waffen durch die Chemie zu einer Humanisierung des Krieges geführt hat, wie dies der berühmte Naturwissenschaftler Michail Lomonossow 1751 in einer Rede vor der russischen Akademie behauptet<sup>114</sup>, darf sicher bezweifelt

---

<sup>114</sup> Lomonossow verwies vor allem auf den Segen, den die Erfindung des Pulvers sowie von Nebeln und stark rauchenden Substanzen für die Menschheit mit sich bringe. Sehe man den Gegner nicht mehr, so empfinde man auch keinen Hass. Zudem verhindere die Modernisierung der Waffen Kriege, da es immer gefährlicher werde, einen Angriff auszuführen. Dies sei, so Lomonossow, das größte Verdienst der Chemie. Michail W. Lomonossow, Rede über den Nutzen der Chemie

werden. Unbestritten hingegen veränderten chemische Erkenntnisse die Kriegführung grundsätzlich.

Andererseits bleibt die Frage nach dem tatsächlichen Umfang der Anwendung chemischer Kampfstoffe auf dem Gefechtsfeld unbeantwortet. Hierzu bedürfte es einer intensiven Forschung in der handschriftlichen Überlieferung. Gefechts- und Schlachtenberichte, Briefwechsel von Chemikern und Alchymisten müssten ebenso gesichtet werden, wie überlieferte medizinische Unterlagen.

---

[1751], in: Willi Hoepf (Hrsg.), *Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*, Bd. I: *Naturwissenschaften*, Berlin (Ost) 1961, S. 171–194, hier: S. 191–193.





## Sascha Weber

### Die kurmainzische Heeresreform von 1773

Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges kam es unter Kurfürst-Erbbischof Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim (1763–1774) im Mainzer Erzstift, dem weltlichen Territorium der Erzbischöfe von Mainz, zu einer umfassenden Modernisierung in allen Bereichen der Politik. Im Mittelpunkt standen dabei, neben dem wirtschaftlichen Wiederaufbau nach dem Krieg, insbesondere die Reformen des Schul- und Klosterwesens.<sup>1</sup> Durch die Kriegserfahrung und die durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen und sozialen Verwerfungen, die Verelendung der Bevölkerung und den Anstieg der umherziehenden Bettler und Vaganten rückte jedoch auch immer wieder die Frage nach der inneren und äußeren Sicherheit in den Fokus der kurfürstlichen Regierung und führte beispielsweise 1764 zur Aufstellung einer berittenen Polizeitruppe.<sup>2</sup> Dieser Beitrag befasst sich mit der kurmainzischen Heeresreform von 1773, in der die Heeresergänzung des regulären Militärs in eine Konskription mit Stellvertretung umgestellt wurde.<sup>3</sup>

Die feste Einbeziehung der Untertanen in den Kriegsdienst, wie etwa im frühmittelalterlichen Heerbann oder im hochmittelalterlichen Lehenssystem, war durch die professionellen Söldnerheere des 16. und 17. Jahrhunderts und die Ausbildung der stehenden Heere verdrängt worden und überlebte zumeist nur in den Landesausschüssen bzw. den Landmilizen der verschiedenen Länder und Territorien. In den 1760er bis 1780er Jahren wurde im Sinne einer „militärischen Aufklärung“ europaweit über die Lehren aus dem Siebenjährigen Krieg

---

<sup>1</sup> Zu den Reformbestrebungen in Kurmainz siehe Sascha Weber, *Katholische Aufklärung? Reformpolitik in Kurmainz unter Kurfürst-Erbbischof Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim 1763–1774*, Mainz 2013.

<sup>2</sup> Vgl. ebd., S. 111–114.

<sup>3</sup> Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 100/200, Verordnung vom 11. Juli 1773.

und das Verhältnis von Militär und Gesellschaft diskutiert. Kurmainz befand sich mit der Einführung einer Konskription mit Stellvertretung an der Spitze dieses militärorganisatorischen Diskurses. Die kurfürstliche Regierung nahm damit Entwicklungen vorweg, die im revolutionären Frankreich zur *levée en masse* von 1793 und dem *loi Jourdan* von 1798 führten, durch das das napoleonische Frankreich die Grundlage und das Vorbild für die Konskriptionsarmeen des 19. Jahrhunderts schuf.<sup>4</sup>

Das Militär der geistlichen Territorien fand und findet in der Forschung nur wenig Beachtung.<sup>5</sup> Dies liegt zum einen an dem aus der heutigen Sicht schwierigen Verhältnis zwischen einem geistlich-kirchlich dominierten Staatswesen und dem Militär, vor allem aber auch an der allgemeinen militärischen Unterlegenheit der geistlichen Territorien in den Revolutionskriegen. Die ältere Forschung hat die Streitkräfte der geistlichen Territorien deshalb fast einhellig als untauglich und belanglos abgestempelt. Obwohl davon auszugehen ist, dass sich deren Qualität nicht wesentlich von denen der vergleichbaren kleinen und mittleren Territorien des Alten Reiches unterschied, werden diese Werturteile auch in der neueren Forschung noch häufig ungeprüft übernommen.<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. Kevin Linch, Conscription, in: European History Online (EGO), Mainz 2012–01–30, URL: <http://www.ieg-ego.eu/linchk-2012-en>, 12.10.2013.

<sup>5</sup> Vgl. Hildegunde Flurschütz, Die Verwaltung des Hochstifts Würzburg unter Franz Ludwig von Erthal (1779–1795), Würzburg 1965, S. 231–235; Thomas Mitrecker, Die Soldatesca des Erzstiftes Salzburg. Unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung seit der Einführung des *miles perpetuus* im 17. Jahrhundert, Wien 2010; Jutta Nowosadtko, Stehendes Heer im Ständestaat. Das Zusammenleben von Militär- und Zivilbevölkerung im Fürstbistum Münster 1650–1803, Paderborn, u.a. 2011; Bernhard Sicken, Die Streitkräfte des Hochstifts Würzburg gegen Ende des Ancien Régime, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 47 (1984), S. 691–744.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu Nowosadtko, Heer (wie Anm. 5), S. 2–9.

## *Die kurmainzische Heeresreform von 1773*

### *I. Das kurmainzische Heer bis 1773*

Das Mainzer Erzstift umfasste im 18. Jahrhundert ein Gebiet von 170 Quadratmeilen mit 300.000 bis 400.000 Einwohnern. Die Staatseinkünfte beliefen sich auf 1,4 bis 1,8 Millionen Gulden. Damit war es das flächenmäßig größte und bevölkerungsreichste der drei geistlichen Kurfürstentümer. Neben zahlreichen Dörfern und Flecken zählten vierzig Städte, darunter die beiden Residenzen Mainz und Aschaffenburg sowie die thüringischen Städte Erfurt und Heiligstadt, zum Mainzer Erzstift. Die Haupt- und Residenzstadt Mainz, die mit ihren starken Festungsanlagen auch den Mittelpunkt des defensiv ausgerichteten kurmainzischen Militärs bildete, hatte 1771 nach der landesweiten Volkszählung 26.753 Einwohner.<sup>7</sup> Die Stärke des stehenden Heeres schwankte im Verlauf des 18. Jahrhunderts zwischen 3.000 und 4.000 Mann, die in vier Infanterieregimentern, einer berittenen Leibgarde, der Artillerie und dem Ingenieurskorps organisiert waren. Später wurde das Militär noch durch ein Husaren- und ein Landjägerkorps verstärkt. Diese auf den ersten Blick geringe Truppenstärke darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass das kurmainzische Heer im Hinblick auf den Anteil an Soldaten in der Gesamtbevölkerung den Verhältnissen in den viel größeren Territorien Sachsen und Österreich entsprach. Traditionell diente das Heer in Mainz jedoch vor allem der Versorgung junger Adelliger mit Offiziersstellen, sodass der Etat für das Offizierskorps ebenso hoch war, wie der Etat für die Mannschaften. Am bezeichnendsten hierfür war sicherlich das kurmainzische Generalskorps, das bei einem Heer in Brigadegröße zeitweise aus einem General en chef, der gleichzeitig auch der militärische Gouverneur der Stadt und Festung Mainz war, fünf Generalfeldmarschalleutnants und sieben Generalfeldwachtmeistern bestand.<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Josef Cremer, *Die Finanzen der Stadt Mainz*, Gießen 1932, S. 10.

<sup>8</sup> Vgl. Weber, *Aufklärung* (wie Anm. 1), S. 7–9.

Die Größe des stehenden Heeres orientierte sich maßgeblich am Kreiskontingent, das für die Reichsarmee zu stellen war. Wie auch die Erfahrung in anderen geistlichen Territorien zeigt, wurde die Truppenstärke meist zwischen dem erforderlichen Kontingent und dessen doppelter Stärke gehalten, um im Kriegsfall auch nach Abzug der Kreiskontingente noch über erfahrene Truppen im eigenen Territorium zu verfügen.<sup>9</sup> Kurmainz hatte im 18. Jahrhundert für das Triplum des Kurrheinischen Kreises 2.591 1/3 Fußsoldaten und 576 Reiter für die Reichsarmee zu stellen. Damit bot es, zusammen mit Kurköln, das die gleiche Truppenzahl stellte, im Reichskreis das größte Kontingent auf, noch vor der Kurpfalz mit 1.296 Fußsoldaten und 288 Reitern. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte sich diese Zahl auf 4.400 Mann erhöht. Für die kurmainzische Grafschaft Königstein mussten zusätzlich für den Oberrheinischen Kreis noch 100 Fußsoldaten gestellt werden.<sup>10</sup>

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war das stehende Heer ein erworbenes Söldnerheer, dessen Anfänge sich bis in die Regierungszeit von Erzbischof Johann Schweikard von Kronberg (1604–1626) zurückverfolgen lassen. Seine im Wesentlichen endgültige Form erhielt es unter Erzbischof Johann Philipp von Schönborn (1647–1673).<sup>11</sup> Nach dem Rijswijker Frieden von 1697 wurde das stehende Heer so stark reduziert, dass es fast einer Auflösung gleichkam. Am Ende des Spanischen Erbfolgekriegs wurden die Truppen nicht mehr re-

---

<sup>9</sup> Vgl. Sicken, *Streitkräfte* (wie Anm. 5), S. 695f. Das Hochstift Würzburg hielt in Friedenszeiten zwischen 2.500 und 3.000 Mann unter Waffen. Zu den geistlichen Streitkräften in den Kreiskontingenten und der Reichsarmee siehe Nowosadtko, *Heer* (wie Anm. 5), S. 39–50.

<sup>10</sup> Vgl. Richard Harms, *Landmiliz und stehendes Heer in Kurmainz* namentlich im 18. Jahrhundert, Göttingen 1909, S. 1f; Arno Störkel, *Das Kurmainzer Militär beim Ausbruch der Französischen Revolution*, in: *Mainzer Zeitschrift* 84/85 (1989/90), S. 143–166, hier S. 144.

<sup>11</sup> Vgl. Harms, *Landmiliz* (wie Anm. 10), S. 14. Zu den Anfängen des stehenden Heeres in Mainz siehe Friedrich Peter Kahlenberg, *Kurmainzische Militärpolitik im 17. und 18. Jahrhundert. Studie zur Geschichte der Verteidigungseinrichtungen von Kurmainz unter besonderer Berücksichtigung der Baugeschichte der Festung Mainz*, Mainz 1962, S. 46–56. Zum stehenden Heer zwischen 1647 und 1729 siehe ebd., S. 56–75.

duziert.<sup>12</sup> Ab 1707 wurden den Regimentern schließlich innerhalb des Erzstiftes bestimmte Anwerbebezirke zugeteilt, deren Zuschnitte unter jedem Kurfürsten wechselten. Erzbischof Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1729–1732) beschränkte 1730 die Werbung und Einstellung auf die kurmainzischen Landeskinder und ließ bei den Werbungen auf die Angehörigen des Landesausschuss zurückgreifen. Erzbischof Johann Friedrich Karl von Ostein (1743–1763) führte dies fort, indem er für das stehende Heer ein Enrollierungssystem, ähnlich der preußischen Kantonsverfassung, einführte. Wie in Preußen war hierbei die Zahl der Exemtionen sehr hoch, sodass nur die Landbevölkerung betroffen war. Im Unterschied zum preußischen System war die Dienstzeit in Mainz jedoch nicht zeitlich uneingeschränkt, sondern auf vier Jahre begrenzt. Wofür es aber wiederum kein Beurlaubungssystem, wie in Preußen, gab.<sup>13</sup> Das kurmainzische Heer bestand damit spätestens seit den 1740er Jahren fast ausschließlich aus Landeskindern. Positiv auf die Disziplin und Moral der Truppe wirkte sich die Tatsache aus, dass Straftäter nicht in das kurmainzische, sondern in das kaiserliche Heer abgeschoben wurden.<sup>14</sup> Seit 1744 hatte man Österreich die Truppenwerbung im Erzstift zugestehen müssen. Gegen alle anderen ausländischen Werber wurde dagegen mit außerordentlicher Strenge vorgegangen.<sup>15</sup>

Von den 3.000 bis 4.000 Mann des stehenden Heeres verrichteten nur etwa zehn Prozent ihren Dienst außerhalb der Festung Mainz. In Mainz standen drei Regimenter zu je sieben Kompanien (sechs Füsilierkompanien und eine Grenadierkompanie).<sup>16</sup> In Erfurt stand, neben den 30 Artilleristen der Festung, ein viertes Regiment, dessen Grenadierkompanie allerdings in der Festung Mainz stationiert war – hauptsächlich um dort für Repräsentationszwecke die Anzahl der

---

<sup>12</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 2.

<sup>13</sup> Vgl. ebd., S. 16–18.

<sup>14</sup> Vgl. Störkel, Militär (wie Anm. 10), S. 157.

<sup>15</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 4f.

<sup>16</sup> Zum Aufbau der Infanterieregimenter und der Artillerie vgl. ebd., S. 26f.

unterschiedlichen Uniformen zu erhöhen.<sup>17</sup> In Mainz standen außerdem 120 Artilleristen<sup>18</sup>, ein paar Ingenieure<sup>19</sup> und die Kreiskompanie des Oberrheinischen Kreises. Von dem großen Generalstab mit über 164 Offizieren waren die meisten außer Dienst oder beurlaubt, auch die Truppen der Mainzer Garnison waren in Friedenszeiten zu einem Drittel beurlaubt.<sup>20</sup>

Die gemeinen Soldaten wurden schlecht bezahlt, sie erhielten nur drei Kreuzer Sold am Tag und mussten dazu noch ihre Uniform und Ausrüstung selbst bezahlen. Aus diesem Grund gingen viele Soldaten in der Stadt, zusätzlich zu ihrem Militärdienst, noch einer Nebenbeschäftigung nach. Während es andernorts abgeschafft war, lebte in Mainz bis zum Untergang des Kurstaates ein altes Relikt aus den Zeiten der Söldnerheere weiter: nicht nur die Regimenter gehörten einem Inhaber, sondern auch jede einzelne Kompanie hatte einen Inhaber. Diesem stand das Recht zu, seine Kompanie an irgendjemanden seiner Wahl weiterzuverkaufen, der nur den entsprechenden Rang und das abschließende Placet des Kurfürsten mitzubringen hatte. Hierdurch war auch die „Kompaniewirtschaft“ noch sehr ausgeprägt. Untergebracht waren die Soldaten nicht in Quartieren in der Stadt, sondern in Kasernen, was eine soziale Disziplinierung der Truppe möglich machte. Für jedes Regiment gab es in der Stadt eine eigene Kaserne.<sup>21</sup>

Zu den regulären Truppen trat die kurfürstliche Leibgarde, die reine Repräsentationsaufgaben wahrnahm. Sie bestand aus 50 bis 100 Gemeinen, die sich aus Unteroffizieren und verdienten Grenadiern zusammensetzten. Die Offiziersposten vom Hauptmann bis zum

---

<sup>17</sup> Vgl. Störkel, *Militär* (wie Anm. 10), S. 146.

<sup>18</sup> Vgl. Harms, *Landmiliz* (wie Anm. 10), S. 27f. In der Festung Erfurt waren 30 Artilleristen stationiert.

<sup>19</sup> Vgl. ebd., S. 28.

<sup>20</sup> Vgl. Störkel, *Militär* (wie Anm. 10), S. 145.

<sup>21</sup> Vgl. ebd., S. 154 u. 157f.

Oberst wurden von den Generalen wahrgenommen, die Leutnants wurden von Obersten und Oberstleutnants gespielt.<sup>22</sup>

In der Uniformierung zeigte sich die traditionelle Nähe Kurmainz' zu den Habsburgern, die weißen Uniformen der Infanterie und die Bärenfellmützen der Grenadiere orientierten sich an den österreichischen Truppen. Ebenso war die Montur der von Erzbischof Emmerich Joseph in den 1760er Jahren in Dienst gestellten Husaren eine exakte Kopie der kaiserlichen Hadik-Husaren. Gelegentlich wurden aber auch, je nach politischer Lage, modische Anleihen aus Frankreich (Epauletten, 1778) oder Preußen (Landjägerkorps, 1786) genommen.<sup>23</sup>

Trotz der zutreffenden Charakterisierung des kurmainzischen Heeres als Versorgungsstelle des Adels war das kurmainzische Offizierskorps nicht so stark vom Adel dominiert, wie es zu erwarten wäre. Der Adel machte nur etwa die Hälfte des Offizierskorps aus, und im Gegensatz zu anderen Territorien gab es in Mainz für die bürgerlichen Offiziere die Möglichkeit, auch über den Rang eines Stabskapitäns hinaus aufzusteigen. So gab es nicht nur insgesamt 13 bürgerliche Kompanieinhaber, sondern es erreichten auch einige Bürgerliche den Aufstieg in den Generalsrang. Die Untersuchung Harms' konnte für das Jahr 1768 das Verhältnis von Adel und Bürgertum in den Offiziersrängen wie folgt bestimmen: bei den Generalen 4:1, bei den Obersten 2:2, bei den Oberstleutnants 1:3, bei den Oberstwachtmestern 3:1, bei den Hauptleuten 11:25, bei den Oberleutnants 3:37, bei den Unterleutnants 3:33, bei den Fähnrichen 1:5.<sup>24</sup>

Die oberste Leitung des kurmainzischen Militärs, des stehenden Heeres wie der Landmiliz, lag nicht beim großen Generalstab, sondern

---

<sup>22</sup> Vgl. ebd., S. 147f.

<sup>23</sup> Vgl. ebd., S. 148–150.

<sup>24</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 41; Störkel, Militär (wie Anm. 10), S. 152. Zum Offizierskorps vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 39–46.

bei der kurfürstlichen Kriegskonferenz<sup>25</sup>. Diese bestand ursprünglich aus sechs zivilen und drei militärischen Mitgliedern. Da das Militär zumeist mit der Einschränkung seiner Zuständigkeiten durch die Kriegskonferenz unzufrieden war, verweigerten die Generale zu manchen Zeiten oft jahrelang die Mitarbeit in der Kriegskonferenz. In der Regierungszeit Erzbischofs Emmerich Joseph war Generalfeldzeugmeister Raymund Kasimir Graf von Lamberg, der Gouverneur der Stadt und Festung Mainz, das einzige militärische Mitglied der Kriegskonferenz.<sup>26</sup>

Wie Harms betont, war für das Heerwesen in Kurmainz das Landesausschusswesen von fundamentaler Bedeutung. Seine Geschichte reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück, lässt sich aber aufgrund der mangelhaften Quellenlage nicht näher beschreiben. Seine Ausgestaltung fand der Landesausschuss unter Johann Philipp von Schönborn. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sollte der Landesausschuss durch eine straffere Organisation die Schwäche der Söldnertruppe ausgleichen. Dies wurde von den Erzbischöfen Lothar Franz von Schönborn (1695–1729) 1702, Philipp Karl von Eltz (1732–1743) 1737/38 sowie Johann Friedrich Karl 1746 geregelt. Unter den letzten beiden erlebte der Landesausschuss seine Blütezeit, verfiel dann aber nach dem Siebenjährigen Krieg.<sup>27</sup>

Der Landesausschuss war keine allgemeine, sondern eine beschränkte Wehrpflicht. Adel und Klerus waren vom Dienst in der Landmiliz ausgenommen. Das noch im 18. Jahrhundert bestehende System des Landesausschusses war bereits unter Erzbischof Johann Philipp eingeführt worden und orientierte sich am Enrollierungssystem, das Friedrich I. von Preußen für seine Landmiliz eingeführt hatte. 1746 nahm Erzbischof Johann Friedrich Karl auch die Städte von der Dienstpflicht aus; das Bürgertum war damit nicht mehr dienstverpflichtet

---

<sup>25</sup> Zur Kriegskonferenz seit 1690 vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 46–49.

<sup>26</sup> Vgl. Störkel, Militär (wie Anm. 10), S. 146.

<sup>27</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 7; Kahlenberg, Militärpolitik (wie Anm. 11), S. 30–46.

und folglich wurde nur noch die Landbevölkerung zum Milizdienst herangezogen. Ausdrücklich betont wurde 1746, dass der Sohn einer Witwe, der einzige Sohn und ein Waise nicht gezogen werden durften. Handwerksburschen durften vor der Militärzeit nur mit Erlaubnis des Amtes auf Wanderschaft gehen. Kein Dienstpflichtiger konnte vor Ableistung der Milizjahre das Recht auf Untertanschaft erwerben oder heiraten. Das Verbot, in fremde Kriegsdienste einzutreten, wurde wiederum betont. Eine Neuerung war, dass auch die Untertanen der sonst von Militärlasten freien Lehnsherrschaften, Stifte und Klöster in die Landmiliz einbezogen wurden. Ausgenommen waren nur die Untertanen des Domkapitels, in der Stadt Bingen und einigen Dörfern links und rechts des Rheins. Diese wurden erst auf Druck der Revolutionskriege 1794 zur Landmiliz herangezogen. Die Dienstzeit betrug drei, ab 1764 vier Jahre. Unter Erzbischof Philipp Karl lag die Dienstpflicht zwischen dem 18. und 36. Lebensjahr, unter seinem Nachfolger Johann Friedrich Karl zwischen dem 14. und 36. Lebensjahr. Um einer Überalterung vorzubeugen hatte Philipp Karl verordnet, dass nur ein Drittel der Mannschaft in der Landmiliz älter als 25 Jahre sein durfte. Von den jungen Männern wurden in den Landämtern auf den jährlich einmal stattfindenden Musterungen – unter Philipp Karl fanden die Musterungen sogar halbjährlich statt – Listen aufgestellt. Wer den Musterungen fernblieb, dem drohten eine Haftstrafe und der Verlust seines Vermögens.<sup>28</sup>

Bis 1746 bestand die Landmiliz aus 16 Landkompanien zu 150 Mann, die sich auf die Ämter verteilten. Dann griff Johann Friedrich Karl die Organisation seines Vorgängers Lothar Franz, der die Landmiliz 1702 in vier Regimentern zu je 10 Kompanien zerteilt hatte, wieder auf und organisierte sie in Regimentern, die in Friedenszeiten aber nie zusammengezogen wurden. Stattdessen blieben die Mannschaften getrennt in ihren Bezirken und wurden truppweise, und einmal im Monat kompanieweise, exerziert. Die Offiziere und Unterof-

---

<sup>28</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 8f.

fiziere exerzierten ihre Abteilungen jeden Sonn- und Feiertag<sup>29</sup> nach dem Gottesdienst zwei Stunden lang, seit 1746 war diese Übungszeit auf die Monate April bis Oktober beschränkt. Ausgebildet wurde die Miliz nicht für den Felddienst, sondern für den Wachdienst und für polizeiliche Exekutionen. So wurden sie etwa beim Durchzug fremder Truppen zum Schutz der Einwohner aufgezogen. Im Krieg war ihre Aufgabe der Schutz der Ämter und die Besatzung der Festungen. Seit Erzbischof Philipp Karl stellte die Miliz mit 400 Mann auch einen Teil der Mainzer Garnison. Eines der Dienstjahre musste in Mainz abgeleistet werden und zwar vor dem Ablauf des 25. Lebensjahres. Ausgenommen hiervon waren nur Söhne, die ihre Eltern ernähren mussten. Zusätzlich bestand die Möglichkeit für diejenigen, die nicht ohne Schaden von ihrem Hof oder Haushalt fortkonnten, sich mit 10 Gulden vom Garnisonsdienst in Mainz loszukaufen. Den Landeskindern in der Garnison wurde ein positiver Einfluss auf die dortigen Söldner zugeschrieben. Die Zahl der Desertionen sank deutlich, und die Kriegskonferenz war einstimmig gegen eine Entlassung der Landmiliz aus dem Garnisonsdienst. Trotzdem war der Einsatz des Landesausschusses im Garnisonsdienst nur eine kurze Episode, denn, vermutlich aufgrund von Protesten der Landbevölkerung, wurde die Landmiliz nach 1742 nur noch in Kriegszeiten zum Garnisonsdienst in der Mainzer Festung herangezogen.<sup>30</sup>

Während Erzbischof Lothar Franz die Landmiliz disziplinarisch wie das reguläre Militär behandelte und alle Vergehen nach der peinlichen Halsgerichtsordnung aburteilen ließ<sup>31</sup>, forderten seine Nachfolger Offiziere und Unteroffiziere auf, die Mannschaften human zu

---

<sup>29</sup> In den katholischen Territorien des Alten Reiches gab es im 18. Jahrhundert bis zu 100 Feiertage, die in Mainz von Emmerich Joseph durch die Streichung von 18 und die Verlegung weiterer auf Sonntage auf 47 Feiertage reduziert wurden. Vgl. Weber, *Aufklärung* (wie Anm. 1), S. 123f. u. 165–169.

<sup>30</sup> Vgl. Harms, *Landmiliz* (wie Anm. 10), S. 9 u. 13f. Ähnlich organisiert war auch der Landesausschuss des Hochstifts Würzburg, bei dem es eine sechsjährige aktive Dienstzeit und eine Unterteilung in Reserve, dem undienstbaren und dem dienstbaren Korps gab. Vgl. Flurschütz (wie Anm. 5), S. 234f.

<sup>31</sup> Zur Militärgerichtsbarkeit siehe Harms, *Landmiliz* (wie Anm. 10), S. 37–39.

behandeln. Nur bei schwersten Vergehen sollte über Arreststrafen hinausgegangen werden. Erzbischof Philipp Karl erteilte hierzu den kurfürstlichen Beamten die gleiche Strafbefugnis wie dem Offizier. Der örtliche Landbeamte musste bei jedem Verhör hinzugezogen werden, und solange die Miliz in den Ämtern stand, führten die Beamten die Oberaufsicht, wodurch etwaigen Übergriffen der Offiziere gegengesteuert werden sollte. Auch das Rechnungswesen und die Mannschaftslisten wurden von den Amtleuten geführt. Anweisungen gingen erst an die kurfürstlichen Beamten und von diesen an die Offiziere. Dagegen durften die Beamten aber nicht in die Kommandogewalt der Offiziere eingreifen und die Soldaten des Landesausschusses auch nicht als Büttel missbrauchen.<sup>32</sup>

Der schlechte Ruf des kurmainzischen Heeres beruht auf seinem Versagen während der Revolutionskriege, in denen das Heer vernichtend geschlagen wurde und die Festung Mainz kampfflos kapitulierte. Für die Mitte des 18. Jahrhunderts kann dieser Ruf nicht gelten. Obgleich Kurmainz im Siebenjährigen Krieg neutral blieb, waren seine Truppen auf kaiserlich-österreichischer Seite an den Kriegshandlungen beteiligt. Für 40 Gulden pro Soldat wurde ein Infanterieregiment aus 18 Kompanien mit 2.400, später 3.400 Mann unter dem Grafen Lamberg an Österreich ausgeliehen. Zusätzlich kämpfte ein zweites Regiment mit vier Bataillonen unter Generalfeldmarschallwachtmeister Philipp Franz Freiherr von Gudenus als kurmainzisches Kontingent für den Kurrheinischen Kreis in der Reichsarmee. Diese beiden Regimenter kämpften erfolgreich bei Prag (1757), Hochkirch (1758), Maxen (1759) und Dresden (1760) und verdienten sich die Achtung der Zeitgenossen.<sup>33</sup> Hierauf verwies 1765 auch ein Autor

---

<sup>32</sup> Vgl. ebd., S. 11f.

<sup>33</sup> Vgl. ebd., S. 4, 33–35 u. 46; Georg Tessin, *Die Regimenter der europäischen Staaten im Ancien Regime des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts*, Teil 1, Die Stammlisten, Osnabrück 1986, S. 214f.

der neuen moralischen Wochenschrift *Der Bürger*<sup>34</sup> namens Huberti in einem Schreiben an den kurmainzischen Großhofmeister:

*Endlich einmal wird das sonst schwermüthige Maynz in Ansehung der schönen Wissenschaften unsern Benachbarten in das Aug prellen [durch die Veröffentlichung der moralischen Wochenschrift *Der Bürger*, S.W.]. Wie man sonst den Maynzer Soldaten einen verächtlichen Nahmen beygelegt, den sie in vorigem Krieg endlich von sich abgeleihet haben; so konnte man auch die dortige bisherige Druckerey die Rosenkranzbuchdruckerey nennen.*<sup>35</sup>

Erzbischof Emmerich Joseph behielt nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges die hohe Truppenstärke von etwa 4.000 Mann bei, um nicht die vielen aus dem Krieg heimgekehrten Offiziere entlassen zu müssen. Aus den Regimentern „Lamberg“ und „Gudenus“ wurden 1763 wieder die vier ursprünglichen Regimenter gebildet, davon drei in Mainz und eines in Erfurt stationiert.<sup>36</sup>

## II. Die Militärreform Emmerich Josephs 1773/74

In der Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg genossen die kurmainzischen Soldaten also noch einen guten Ruf. Besonders die Tatsache, dass das stehende Heer nur aus Landeskindern bestand, ließ sie als besonders zuverlässig gelten.<sup>37</sup> Friedrich II. von Preußen legte großen Wert darauf, dass die Soldaten innerhalb seiner Regimenter und Kompanien aus den gleichen Regionen stammten, um den Korps-

---

<sup>34</sup> Zur moralischen Wochenschrift *Der Bürger* (1765–1770) siehe Sascha Weber, Die Kanzel der Zukunft. Steigenteschs „Bürger“ und Goldhagens „Religionsjournal“ in der kurmainzischen Auseinandersetzung um die Aufklärung, in: Ludolf Pelizaues, Franz Stephan Pelgen (Hrsg.), Kontrolle und Nutzung, Medien in geistlichen Gebieten Europas 1680–1800, Frankfurt/M., u.a. 2011, S. 33–49.

<sup>35</sup> Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 110 B. 116, Schreiben Hubertis aus Gernsheim, einem der Autoren der moralischen Wochenschrift *Der Bürger*, an den kurmainzischen Großhofmeister Groschlag vom 30. Juni 1765.

<sup>36</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 35; Tessin, Regimenter (wie Anm. 33), S. 215.

<sup>37</sup> Vgl. Störkel, Militär (wie Anm. 10), S. 156.

geist zu stärken. Trotzdem bestand das preußische Heer, wie die meisten anderen auch, zur Hälfte aus angeworbenen Ausländern, was aufgrund der fehlenden Bindung an den Staat mit einer harschen Disziplinierung der Soldaten ausgeglichen werden musste:<sup>38</sup> *Nos régiments sont composés la moitié de citoyens, et l'autre moitié de mercenaries; ces derniers, n'étant attachés à l'État par aucun lien, deviennent transfuges à la première occasion, et voilà d'abord un objet important que celui d'empêcher la désertion.*<sup>39</sup>

Die Annahme einer hohen Zuverlässigkeit und Loyalität der Landeskindern wurde in der Regierungszeit Emmerich Josephs auch auf andere Bereiche übertragen, indem man bei der Einstellung von Landbeamten, Pfarrern und Schullehrern, aber auch bei der Aufnahme von Novizen in den Klöstern innerhalb des Erzstifts Landeskindern den Vorzug gab. Nichtsdestotrotz war die Umstellung der Heeresergänzung auf eine Konskription mit Stellvertretung auch aus der Not geboren. Die kleineren Territorien des Alten Reiches konnten mit den hohen Handgeldern der österreichischen und preußischen Werber nicht mithalten, sodass es für sie im Laufe des 18. Jahrhunderts immer schwerer wurde, auswärtige Söldner anzuwerben.<sup>40</sup>

Durch die Beschränkung auf ein nur aus Landeskindern bestehendes Militär war die Bekämpfung der ausländischen Werbungen innerhalb des Erzstifts in der Vorbereitung und im Umfeld der Militärreform von großer Bedeutung. Dies geschah durch mehrfache Verbote von fremden Werbungen innerhalb des Erzstifts und vor allem durch die Warnungen vor Werbern an die Landbeamten, die angehalten waren, diese festzusetzen, Geldstrafen zu erheben und die Werber bestenfalls mit Stockschlägen aus dem Territorium zu vertreiben. Meistens nutzten die Werber die umliegenden Reichsstädte als Sammelstation.

---

<sup>38</sup> Vgl. John Childs, *Armies and Warfare in Europe 1648–1798*, Manchester 1982, S. 52–54.

<sup>39</sup> Friedrich II. von Preußen, *Les Principes Généraux de la Guerre, appliqués à la Tactique et à la Discipline des Troupes Prussiennes*, Berlin 1856, S. 5.

<sup>40</sup> Vgl. Harms, *Landmiliz* (wie Anm. 10), S. 5.

So wurde beispielsweise 1766 in einer kurrheinischen Kreisverordnung vor fremden Werbern in der Reichsstadt Speyer gewarnt, die acht-, zehn- und zwölfjährige Knaben zum Militärdienst entführen würden<sup>41</sup>. 1772 erschienen ebenfalls Aufrufe zur Vorsicht, als die Preußen die Städte Nordhausen und Mühlhausen nutzten, um im kurmainzischen Eichsfeld Soldaten zu werben bzw. *Knaben zu entführen*.<sup>42</sup> Bereits 1768 war nach einem Zwischenfall zwischen österreichischen und preußischen Werbern in einer Verordnung nochmals betont worden, dass ausländische Werbungen verboten seien und die Werber verhaftet werden sollten.<sup>43</sup> Denn wenige Wochen zuvor waren kurmainzische Untertanen, die von den Preußen geworben worden waren, von kaiserlichen Werbern im Grunde wieder *entführt* worden.<sup>44</sup> 1774 wurden die Landbeamten von der Regierung vor umherziehenden dänischen Werbern gewarnt<sup>45</sup> und über die Gefahr der *Entführung* auf Reisen und Wanderschaften instruiert:

*Es hat bishero die Erfahrung vielfältig ergeben, daß verschiedene, angehörige Unterthanen Söhne und dienstfähige junge Leute auf Reisen und Wanderschaften von preußischen Werbern, mittels allerhand List und Verstellungen zum Kartenspielen in denen Wirtshäusern gelockt, und dem Vorgangen, zu königlich-preußischen Kriegsdiensten mit Gewalt entführet worden seyen;*

---

<sup>41</sup> Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 100/200, Kurrheinische Kreisverordnung vom 4. Dezember 1766.

<sup>42</sup> Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 110 C. 8n), Preußische Werbungen in Nordhausen und Mühlhausen 1772.

<sup>43</sup> Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 100/200, Verordnung vom 16. Dezember 1768.

<sup>44</sup> Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Staatskanzlei 118, Bericht des Wiener Gesandten Leopold Graf von Neipperg aus Mainz vom 13. Oktober 1768 mit Beschwerdeschreiben der Mainzer Regierung und drei Pro Memoria des kurmainzischen Großhofmeisters Groschlag.

<sup>45</sup> Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 100/200, Extractus Protocolli vom 11. März 1774.

Die Landbeamten sollten daher die Untertanen warnen, bei Reisen und Wanderschaften die Werbeplätze zu meiden und an fremden Orten nicht Karten zu spielen.<sup>46</sup>

Die Führungsspitze des kurmainzischen Generalstabs bestand 1773/74 aus dem Generalfeldzeugmeister und Gouverneur von Stadt und Festung Mainz Raymund Kasimir Graf von Lamberg<sup>47</sup>, den Generalfeldmarschalleutnants Heinrich Johann Nepomuk Amor Marquis von Hoensbroeck<sup>48</sup> und Heinrich Freiherr von Knorr, den Generalfeldmarschallwachtmeistern Johann Valentin Thomann<sup>49</sup>, Philipp Franz von Gudenus<sup>50</sup>, Philipp Franz Freiherr von Fechenbach zu Sommerau, Franz Arnold Freiherr von Brencken<sup>51</sup> und Jakob Stutzer, dem Oberstleutnant und Kriegscommissarius<sup>52</sup> für das Ober- und Unterstift Johann Nikolaus Seibert und dem Oberstleutnant und Kriegscommissarius für Erfurt Franz Heinrich von Sommerlatt. Die kurfürstliche Kriegskonferenz bestand aus dem Hofratspräsidenten Friedrich Karl Joseph von Erthal, dem Großhofmeister Friedrich von Groschlag, dem Hofkanzler Anselm Franz von Bentzel und dem Grafen Lamberg, die qua Amt Mitglieder der Kriegskonferenz waren, sowie den Hof- und Regierungsräten Christian von Ottenthal,

---

<sup>46</sup> Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 100/200, Extractus Protocolli vom 6. Dezember 1774.

<sup>47</sup> \* 19. Mai 1719, † 3. Oktober 1775, Ritter des Deutschen Ordens, kurmainzischer Geheimer Rat, Oberst und Inhaber eines der kurmainzischen Infanterieregimenter und kaiserlicher Generalfeldwachtmeister. Vgl. Kurmainzischer Hof- und Staatskalender.

<sup>48</sup> \* 25. März 1727, Ritter des Deutschen Ordens, kurmainzischer Geheimer Rat, kaiserlicher Oberstleutnant der Kavallerie. Vgl. Kurmainzischer Hof- und Staatskalender.

<sup>49</sup> \* 30. Oktober 1695, † 29. Dezember 1777, Ingenieur und Architekt, Obrist des oberrheinischen Kreisregiments Pfalz-Zweibrücken. Vgl. Kurmainzischer Hof- und Staatskalender.

<sup>50</sup> \* 30. Juli 1710, † 13. Oktober 1783, Oberst und Inhaber eines der kurmainzischen Infanterieregimenter. Vgl. Kurmainzischer Hof- und Staatskalender.

<sup>51</sup> Kommandant von Erfurt und der Festung Petersberg, Oberst und Inhaber eines der kurmainzischen Infanterieregimenter. Vgl. Kurmainzischer Hof- und Staatskalender.

<sup>52</sup> Zu den Aufgaben der Kriegskommissarien siehe Nowosadtko, Heer (wie Anm. 4), S. 54–59.

Georg Mansuetus Freiherr von Bentzel, Franz Konrad Graf von Station, Johann Christoph Chrysostomus von Keller, dem Hofkammerat Joseph Bernhard Sebastian Handel, dem Regierungs-Secretarius und Kriegs-Konferenz-Secretarius Johann Georg Hofmann und dem Konferenzdiener Ignatius Heckenrath.<sup>53</sup> Inwieweit beide Gruppen und welche Personen genau an der Erarbeitung der Heeresreform beteiligt waren, lässt sich aus den überlieferten Quellen nicht mehr rekonstruieren.

Die Verordnung Erzbischofs Emmerich Joseph zur Reform des stehenden Heeres vom 11. Juli 1773<sup>54</sup> wird mit dessen Sorge um die innere Sicherheit des Kurfürstentums und die Ruhe und Wohlfahrt der Untertanen begründet. Deretwegen sei der Unterhalt eines Militäretats notwendig, der sowohl den Kräften des Staates als auch den Umständen der Zeit angemessen wäre. Für dessen Errichtung und Aufrechterhaltung sei eine zweckmäßige Wehrverfassung wesentlich, unter der Berücksichtigung, dass jeder Untertan die Pflicht habe, dem Vaterland zu dienen. Die vierjährige Wehrpflicht in diesem Konskriptionsmodell galt daher grundsätzlich für jeden kurmainzischen Untertanen zwischen dem 14. und dem 30. Lebensjahr, nicht nur in Stadt und Land, sondern auch für diejenigen, die den freien Lehns-herrschaften, Stiften und Klöstern unterstanden. Mit der Ableistung des vierjährigen Kriegsdienstes wurde die Heiratserlaubnis für die männlichen Untertanen verknüpft. Die Pfarrer wurden angewiesen, niemanden zu verheiraten, der keinen Abschied oder eine Dispensation vorweisen konnte. Unerlaubte Heiraten außerhalb des Erzstifts sollten mit dem Verlust des Vermögens bzw. des Erbes geahndet werden. Im dritten Punkt der Verordnung wird den Untertanen garantiert, dass sie nach Ableistung ihrer vierjährigen Dienstzeit für immer von den ordentlichen Ziehungen zum Militärdienst – in Friedenszeiten – verschont bleiben würden. Eröffnet wurde aber gleichzeitig die Möglichkeit, sich nach seiner Dienstzeit weiter freiwillig zu verpflich-

---

<sup>53</sup> Kurmainzischer Hof- und Staatskalender 1772–1775.

<sup>54</sup> Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 100/200, Verordnung vom 11. Juli 1773.

ten. Ein Eintritt in fremde Kriegsdienste war nur unter besonderer Genehmigung möglich, und sollte in unerlaubtem Falle mit dem Verlust des Vermögens und aller Erbansprüche bestraft werden. Und selbst die Landeskinden, die mit besonderer kurfürstlicher Erlaubnis in fremde Kriegsdienste eingetreten waren, unterlagen nun zusätzlichen Bestimmungen. Aus Angst vor einer Verführung der anderen Untertanen, ebenfalls in fremde Kriegsdienste einzutreten, war es diesen Landeskindern fortan nicht mehr erlaubt, sich ohne ausdrückliche Erlaubnis im Erzstift aufzuhalten. Ein Besuch in der Heimat wurde nur bei besonderen Geschäften, die die persönliche Gegenwart erforderten – in der Regel vermutlich Erbschaftsangelegenheiten – unter Zahlung einer Kaution von 100 Reichstalern gestattet.<sup>55</sup>

Zur Erhebung und Auswahl der dienstfähigen Untertanen sollten künftig jährlich zu Jahresbeginn in den Städten und Gemeinden unter Aufsicht der Landbeamten und Ortsvorsteher Musterungen der Vierzehn- bis Dreißigjährigen abgehalten werden und diese in Tabellen und Listen, nach dem der Verordnung beigefügten Muster, erfasst werden. Diese Listen sollten in dreifacher Ausfertigung erstellt werden, damit ein Exemplar im jeweiligen Amt verbleiben, eines an die Kriegskonferenz und das dritte an den Gouverneur der Stadt Mainz geschickt werden konnte. Diejenigen, die bei den Musterungen für tauglich befunden wurden, sollten sich die Haare wachsen lassen, zu einem Zopf flechten und aufstecken sowie als besonderes Erkennungszeichen eine rote Halsbinde tragen. Dies war eine direkte Nachahmung des preußischen Modells, da allgemein bekannt war, wie stolz die preußischen Enrollierten die Halsbinde trugen.<sup>56</sup> Einen ähnlichen Effekt erhoffte man sich auch bei den kurmainzischen Untertanen.<sup>57</sup>

---

<sup>55</sup> Ebd.

<sup>56</sup> Vgl. Harms, *Landmiliz* (wie Anm. 10), S. 19–21.

<sup>57</sup> Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 100/200, Verordnung vom 11. Juli 1773.

Bei einer Rekrutenziehung, die nur bei Bedarf von der Kriegskonferenz angeordnet wurde, sollten der dazu abgestellte Offizier, meist ein Hauptmann oder Leutnant, diese gemeinsam mit dem zuständigen Landbeamten durchführen. Einem gemeinsamen Abgleichen und Aktualisieren der Listen folgte die eigentliche Musterung. Diese sollten unter dem Beisein des jeweiligen Ortsvorstehers und der Nachbarschaft stattfinden, um die Angaben der Gemusterten zu bestätigen und um zu verhindern, dass sich niemand durch falsche Aussagen einer Ziehung als Rekrut entzog. Die in diesem Zusammenhang angedrohten harten Strafen gegen Beamte, Offiziere und Ortsvorsteher, die durch Unachtsamkeit oder Absicht nicht alle Tauglichen gemustert und mit korrekten Angaben in die Listen eingetragen haben, sind typisch für die Regierungszeit Emmerich Josephs und sollten in diesem Fall den Hauptübeln des Konskriptionssystems – der hohen Anfälligkeit einerseits für Korruption und der Möglichkeit, Freunde von der Enrollierung zu verschonen andererseits – entgegenwirken. Ebenfalls harte Strafen drohten denjenigen, die den Musterungen fernblieben, ob sie sich nun „drückten“, bei irgendwem in Diensten standen oder eine Lehre machten, sie sollten ihr Vermögen verlieren. Dies bedeutete nun etwa nicht, dass man als Lehrling auch wirklich für den aktiven Dienst gezogen wurde, doch zur Auswahl musste man erscheinen.<sup>58</sup>

Die einzige feste, und vor allem dispenszahlungsfreie, Exemption vom Kriegsdienst wurde für die einzigen Söhne unvermögender Eltern, besonders von Witwen, festgelegt. Darüber hinaus stand es im Ermessen der Kriegskonferenz, gegen die Stellung eines Ersatzmannes oder der Zahlung von Dispensgeldern in Höhe des üblichen Milizengeldes weitere Befreiungen vom Militärdienst auszusprechen und Personen von den Musterungslisten streichen zu lassen. Dies war vorgesehen für Untertanen, die eigene Güter besaßen oder durch eine bevorstehende Eheschließung diese nachweislich erwerben würden, für gelernte Handwerker sowie für jene, die einen *gemeinnützlichen*

---

<sup>58</sup> Ebd.

Grund hierzu hatten. Alle anderen sollten zum aktiven Militärdienst herangezogen werden, wobei den Beamten und Offizieren abermals mit hohen Strafen gedroht wurde, sollten sie bei der Auswahl Nachsicht oder eigenmächtige Dispensationen walten lassen. Um die Tauglichkeit der Rekruten festzustellen, fand mit der Musterung eine Untersuchung durch einen Landchirurgen statt, die bei der Ankunft der Rekruten in der Garnison durch den Garnisonschirurgen überprüft wurde.<sup>59</sup>

Interessant ist, dass Kurmainz mit seinem Konskriptionsmodell keinem Vorbild eines anderen Staates folgte. Auch wenn es in Österreich ab 1763 für wenige Jahre eine Konskription gegeben hatte, war diese 1770 bereits wieder durch eine Nachbildung der preußischen Kantonsverfassung ersetzt worden. Stattdessen lässt sich festhalten, dass das Vorbild für die Reform der Heeresergänzung von 1773 im kurmainzischen Landesausschuss selbst liegt, dessen Reformierung 1746 unter Emmerich Josephs Vorgänger Johann Friedrich Karl deutliche Parallelen zur Verordnung von 1773 aufweist.<sup>60</sup>

*Eighteenth-century conscription systems encouraged local communities to rid themselves of their waste at the army's expense. Socially it was often unfair. Local magistrates and officials entrusted with the selection of conscripts were commonly tempted to enrol personal enemies yet exempt friends and those with some financial or political muscle. Conscription can only become a really effective method of recruitment in a country which possesses statistical information about its population and its distribution and has a well organised administration.*<sup>61</sup>

Ermöglicht wurde die erfolgreiche Umstellung in Kurmainz aufgrund der gut organisierten Verwaltung, die, wie Neugebauer feststellte, über ein *für vorstatistische Zeiten ganz erstaunliches Niveau der Infor-*

---

<sup>59</sup> Ebd.

<sup>60</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 19–21.

<sup>61</sup> Childs, Armies (wie Anm. 38), S. 45f.

*mationserhebung über lokale Zustände verfügte, von dem man weiter im Nordosten selbst ein Halbjahrhundert später nur träumen konnte.*<sup>62</sup>

### III. Das kurmainzische Heer 1774–1803

Die Vernachlässigung des Militärs zeigte sich unter Erzbischof Friedrich Karl Joseph von Erthal (1774–1802) bereits in seiner Leitung. Richard Harms führt dazu in seiner Analyse des kurmainzischen Militärs aus:

Das Jahr 1773 bedeutete für den kurmainzischen miles perpetuus den Höhepunkt seiner Entwicklung. Leider ist er nur zu bald überschritten worden. 1775 [sic!] bestieg den Thron Kurfürst Friedrich Karl. Unter seiner Regierung geriet das Militär in einen unwürdigen Zustand. Friedrich Karl ist nach Kräften bemüht gewesen, die Konstriktionsverordnung seines Vorgängers von Grund aus zu beseitigen.<sup>63</sup>

Nach dem Tode des Grafen Lamberg 1775 blieb dessen Sitz in der Kriegskonferenz über Jahre hinweg unbesetzt. Auch die hochrangigen zivilen Mitglieder nahmen in dieser Zeit kaum noch an den Sitzungen der Kriegskonferenz teil, sodass die Geschäfte der Kriegskonferenz vornehmlich durch den Hofrat Christian von Ottenthal und den Hofkammerrat Joseph Bernhard Sebastian Handel geführt wurden. Diese missliche Situation änderte sich erst mit der Umwandlung der Kriegskonferenz in den Hofkriegsrat in den späten 1780er Jahren.<sup>64</sup>

Für die Aushöhlung der erst ein Jahr zuvor eingeführten Konstriktion mit Stellvertretung lassen sich vor allem zwei Motive anführen: Zum

---

<sup>62</sup> Wolfgang Neugebauer, Elementarer Bildungswandel im Kurfürstentum Mainz des 18. Jahrhunderts, in: Helmut Flachenecker, Dietmar Grypa (Hrsg.), Schule, Universität und Bildung. Festschrift für Harald Dickerhof zum 65. Geburtstag, Regensburg 2007, S. 67–82, hier S. 69.

<sup>63</sup> Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 21.

<sup>64</sup> Vgl. ebd., S. 47.

einen war Erzbischof Friedrich Karl Joseph der Auffassung, dass es unnötig sei, die Untertanen durch die Musterungen jährlich in ihrer Ruhe zu stören. Zum anderen waren die, durch die erweiterten Exemtionen eingenommenen, Dispensgelder eine willkommene zusätzliche Geldquelle für den kurfürstlichen Hofstaat. Die Folge war, dass Friedrich Karl Joseph viele der jährlichen Musterungen für das Heer und die Landmiliz absagen ließ und die Exemtionen *in unerhörtem Maße*<sup>65</sup> erweiterte. Zu den von Emmerich Joseph gewährten Exemtionen vom Kriegsdienst für Waisen, einzige Söhne und Söhne von Witwen traten nun hinzu: die Söhne von Schultheißen, Beamten, Amts- und Vogteidienern, von Schullehrern, *Tolerierten* und Hebammen. Ebenfalls befreit war, wer bereits einen Bruder in kurfürstlichen Diensten hatte, wer bereits seit einem halben Jahr bei einem Meister in der Lehre stand, alle herrschaftlichen Diener, Revierjäger, Wald- und Bachförster, Hasenheger und Hirten. Hatte Emmerich Joseph die Einwohner der Städte erstmals seit 1746 wieder in den Kriegsdienst miteinbezogen, befreite Friedrich Karl Joseph alle Bürgersöhne der 40 kurmainzischen Städte vom Dienst im stehenden Heer und im Landesausschuss. Durch die Möglichkeit der Dispensation wurden zwischen 1780 und 1787 115.540 Gulden, im Jahresschnitt 14.442 Gulden, eingenommen. Durch die Exemtionen wurden für das stehende Heer nur noch die Ärmsten der Armen eingezogen, die die Dispensgelder nicht aufbringen konnten. Trotzdem kam Kurmainz auch weiterhin ganz ohne die Anwerbung von Soldaten im Ausland aus.<sup>66</sup>

Wie Harms eindrucksvoll aufzeigt, wurden unter Friedrich Karl Joseph hierdurch ungefähr 88 Prozent vom Kriegsdienst ausgenommen: 1786/87 wurden in den Musterungslisten 29.796 Untertanen zwischen dem 14. und 30. Lebensjahr erfasst. Von diesen dienten 5.973 in kurmainzischen (1.792) und österreichischen (1.123) Regimentern, waren auf Wanderschaft (1.382) oder hielten sich

---

<sup>65</sup> Ebd., S. 21.

<sup>66</sup> Vgl. ebd., S. 21f; Störkel, *Militär* (wie Anm. 9), S. 156.

außerhalb des Landes auf (1.676). Von den übrigen 23.823 Mann konnten 19.472 aufgrund von Untauglichkeit oder Exemtion nicht eingezogen werden. Unter den restlichen 4.351 waren etwa 3.000 älter als 16 Jahre und konnten als Rekruten eingezogen werden.<sup>67</sup>

Die Auswirkungen der verfehlten Verteidigungspolitik zeigten sich allzu deutlich in den Revolutionskriegen. Am 30. September 1792 wurde das kurmainzische Heer in einem Gefecht bei Speyer vernichtet, die Garnison der Festung Mainz kapitulierte am 20./21. Oktober 1792 kampflos und übergab die Haupt- und Residenzstadt an den französischen General Adam-Philippe de Custine. Erzbischof Friedrich Karl Joseph war bereits Anfang Oktober mit seiner Regierung nach Aschaffenburg geflohen. Die kurmainzischen Generale und Hofkriegsräte forderten nach diesen Ereignissen, die Exemtionen wieder einzuschränken. Doch beschränkten sich die militärischen Reformen Friedrich Karl Josefs in den 1790er Jahren im Wesentlichen auf die Erhöhung des Dienalters auf 36 Jahre und die Erhöhung der Dienstzeit auf zwölf Jahre, davon sechs im aktiven Dienst und sechs Jahre beurlaubt. Zudem wurden nun auch erstmals seit über sechs Jahrzehnten wieder ausländische Söldner für das kurmainzische Heer angeworben, ohne dass dies den Untergang des Mainzer Kurfürstentums – gleichwohl Erzbischof Karl Theodor von Dalberg (1802–1803) Kurmainz in Gestalt des Fürstentums Aschaffenburg und des Großherzogtums Frankfurt noch bis 1813 am Leben erhalten konnte – abgewendet hätte.<sup>68</sup>

#### IV. Edition

*Wir Emmerich Joseph von Gottes Gnaden, des heiligen Stuhls zu Mainz Erzbischoff, des heiligen römischen Reichs durch Germanien Erzkanzler und Kurfürst, Bischoff zu Worms:*

---

<sup>67</sup> Vgl. Harms, Landmiliz (wie Anm. 10), S. 21f.

<sup>68</sup> Ebd., S. 23f.

*Nachdem Wir die innere Sicherheit Unsers Kurstaates, so, wie die Ruhe und Wohlfahrt der Uns anvertrauten Unterthanen, von jeher als gleich wichtige Gegenstände Unserer landesväterlichen Aufmerksamkeit angesehen, finden Wir Uns gänzlich überzeugt, daß kein Mittel fähiger sey, Unsere, diesen Gegenständen gewidmete landesherrliche Absichten wirksam zu befördern, als der Unterhalt eines den Kräften des Staates und der Erforderniß der Zeitumständen angemessen Militair-Etats.*

*Gleichwie aber die Errichtung sowohl, als der Unterhalt eines dauerhaften und beständigen Militairfußes hauptsächlich davon abzuhängen scheint, daß in Ansehung der, jedem Unterthan aufliegenden Pflicht dem Vaterlande zu dienen, eine zweckmäßige Verfaß- und Einrichtung getroffen werde: so verordnen und befehlen Wir in solcher Absicht für Unsere Kurlande hiemit gnädigst und ernstlich:*

*Erstlich) Jeglicher unser Landesbotmäßigkeit unterworfenene Unterthanssohn, einschließlic der dem vogteilichen Gerichtszwange der Stifter und Klöster, auch Lehen- und Pfandherrschaften untergebene, unserem Erzstifte mit Folge und Musterung wirklich zugethanen Unterthanen, soll von nun an schuldig und verbunden seyn, in den kurfürstlichen Kriegsdiensten vier volle Jahre zuzubringen, und sich dadurch einer der wichtigsten Pflichten gegen das Vaterland zu entledigen.*

*Zweitens) Keinem Unterthanssohne soll ehender, als er diese Pflicht erfüllet hat, zu heurathen erlaubt seyn, und kein Pfarrer soll in dem obbemerkten Umfange der kurfürstlichen Landen unternehmen, einen Unterthan, welcher sich, der geleisteten Militairdienste halber, nicht mit einem von dem Regiments-Inhaber oder Commendanten ausgestellten Abschiede zu legitimiren, oder sonst eine landesherrliche Dispensation aufzuweisen vermag, zu copuliren oder copuliren zu lassen; zu welchem Ende den katholischen Pfarrern das Erforderliche durch unser erzbischöfliches Vicariat<sup>69</sup> annoch zugehen wird. Und damit sich auch niemand beyfallen*

---

<sup>69</sup> Das erzbischöfliche Generalvikariat war wesentlich zentralisierter organisiert als die kurfürstliche Regierung und hatte direkten Zugriff auf die fast 300 Pfarreien

lasse, diesem Verbote durch eine außer unserem Erzstifte zu verrichtende Copulation auszuweichen: so soll derjenige, welcher sich ohne Vorwissen und Erlaubniß auswärts copuliren läßt, seines im Lande besitzenden oder zu erwarten habenden Vermögens verlustiget, und dabey ohne Hoffnung seyn, jemalen als Unterthan wieder angenommen zu werden.

Drittens) Jene Landeskinder, welche einmal die itzt bestimmte Zeit ausgehalten haben, bleiben zwar auf immer mit der ordentlichen Ziehung zu unsern Militairdiensten verschonet; sollte aber ein- oder der andere auf irgend eine Art noch ferner zu dienen gewillet seyn: so hat er sich zu den kurfürstlichen Kriegsdiensten freywillig einzustellen; maßen der oder diejenige, welche ohne besondere Bewilligung sich in fremde Kriegsdiensten begeben, ebenwohl mit dem Verluste ihres habenden, oder noch zu überkommenden Vermögen bestrafet, und demnächst zu keiner Zeit wieder als Unterthanen auf- und angenommen werden sollen.

Viertens) Damit aber die Dienstleistung der Ordnung nach geschehe, und damit man der im Lande befindlichen diensttauglichen Mannschaft zu aller Zeit vergewissert seyn möge: so bestimmen Wir das Alter von 14 bis zum 30ten Jahre zu der gewöhnlichen Dienstzeit<sup>70</sup>, und wollen, daß die sämtliche junge Mannschaft, ohne allen Unterschied und Ausnahme, von itzt gedachten 14ten bis 30ten Jahre in den Städten sowohl, als auf dem Lande, durch die Beamten und Vorsteher alljährlich, und zwar mit dem Anfange jeden Jahrs, auf das genaueste aufgenommen, eines jeden Vor- und Zunamen, Alter, Geburtsort, Profession, auch ob derselbe ein Wittensohn seye: ob, und wie viel Brüder er habe ec. angemerket, darüber, nach hier anliegendem Muster, eine ordentliche Tabelle und Liste verfaßet, solche in triplo ausgefertigt, und das eine Exemplar davon bey der Amts-Repository hinterleget, das andere unserer kurfürstlichen Kriegs-Conferenz, und das dritte dem commandirenden General und Gouverneur unserer Stadt Mainz zugefertigt, inmittelst aber an der bey dem

---

vor Ort. Vgl. Weber, Aufklärung (wie Anm. 1), S. 89f.

<sup>70</sup> Die gewöhnliche Dienstzeit im kurmainzischen Heer beschränkte sich auf vier Jahre.

*Amte hinterbliebenen Original-Liste bis zum folgenden Jahr nicht das mindeste abgeändert, sondern, wann sich während solcher Zeit, ein in den Listen zu bemerkender Umstand ergäbe, darüber an die ebengedachte unsere Kriegs-Conferenz sowohl, als den commandirenden General ein besonderer Bericht erstattet werde.*

*Fünftens) Diese Listen nun sollen nicht nur bey allen Militairziehungen zum Grunde geleyet werden, sondern diejenige junge Mannschaft, welche denselben einmal eingeschrieben ist, soll zum Unterscheidungszeichen ein rothes Band am Halse tragen, die Haare ohne Abschneiden wachsen lassen, und solche in einen Zopf geflochten mit einem Kamme aufstecken, die rothen Halsbinden aber, wozu der commandirende General das Muster zu geben hat, von jedem Beamten auf Kosten unseres AErarii, angeschafft werden.*

*Sechstens) Sollte demnächst eine Recrouten-Ziehung vonnöthen erscheinen (als wovon den Beamten durch unsere kurfürstliche Kriegs-Conferenz in Zeiten Nachricht zu ertheilen ist, damit er die in den Jahreslisten verzeichnete junge Mannschaft an dem zum Auszug bestimmten Tage und Ort versamble) so hat der commandirende General jedesmal einen eigenen Officier abzuordnen, welcher das Geschäft mit – und nebst dem kurfürstlichen Beamten besorge, sich mit demselben darüber freundschaftlich benehme, und einverstehe, die Dienstlisten des lauffenden Jahrs mit jenen der vorherigen Jahren gegeneinander halte, den mittlerweile sich ergebenden Ab- und Zusatz bemerke, auch erforderenden Falls die Tauf- und Sterb-Register bey den Pfarrern, welche solche auf Erforderen unweigerlich vorzulegen haben, einsehe, und auf solche Art die Richtigkeit der Listen möglichster massen sicher stelle.*

*Siebtens) Beide, nemlich der Officier sowohl, als Beamte haben alsdann die junge Mannschaft nach dem Ansehen und Alter auf eine Reyhe zu stellen, die Namen aus den Listen zu verlesen, die Tauf- und Zunamen sowohl, als die übrigen in den Listen bemerkten Umstände durch nachmaliges Befragen, der jedesmal anwesend seyn sollenden Orths Vorsteher, auch allenfalls der Mitnachbarn zu verificiren, und mit aller immer*

*möglichen Sorgfalt darauf zu sehen, daß keine Leute aus interessirten Absichten verheelet, oder durch sonstige Handgriffe der Auswahl entzogen werden; Als in welchem Falle der Beamte, sowohl, als Officier, welche die hinlängliche Aufmerksamkeit nicht bewiesen haben, oder wohl gar selbst zu Unterschleiffen beförderlich sind, besonders aber die Orths Vorsteher, welche die Mannschaft nicht getreulich angegeben und gestellet haben, mit der unnachsichtlichen Cassations-Strafe angesehen werden sollen.*

*Achtens) Sollte ein- oder der andere von der jungen Mannschaft sich zur Zeit der Auswahl entfernt haben, und unter dem Prätext, sich zu Privat-Diensten zu verdingen, oder eine Profession zu erlernen, oder unter was Vorwand es immer seye, auf die Seite gegangen seyn, so soll er auch in diesem Falle, seines Vermögens verlustiget erkläret, inmittelst aber gleichwohl in den Listen fortgeführt, auf Betretten angehalten, und darüber an unsere kurfürstliche Kriegs-Conferenz berichtet werden.*

*Neuntens) Die einzige [sic!] Söhne unvermögender Eltern, besonders der Witwen, bleiben zwar, wie bisher, vom Dienst und also auch mit der wirklichen Ziehung verschonet.*

*Zehentens) Desgleichen behalten Wir unserer Kriegs-Conferenz die Ermäßigung bevor, jene Unterthans-Söhne, die eigene Güter besitzen, oder erweislich eine solche Heurath thun können, wodurch sie zum Besitz eigener Güter gelangen; desgleichen jene, welche ein Handwerk erlernen haben, und solches wirklich treiben, oder, die sonst einen gemeinnützlichen Beweggrund vor sich haben, gegen Stellung eines anderen Manns, oder Entrichtung des gewöhnlichen Milizengelds, von den Militairdiensten zu befreyen, welche Befreyte alsdann, gegen Vorzeigung ihres Loßscheins, in der Liste auszustreichen sind.*

*Eilftens) Bey allen übrigen aber ist die Auswahl, nach dem hergebrachten Maase, und, wo sich hieran kein merklicher Abgang zeigt, nach der Ordnung des Alters, dergestalt vorzunehmen, daß weder Beamte noch Officier sich unter Cassations-Strafe, einige Nachsicht, Vorbeigehung, oder wohl gar eigenmächtige Dispensation zu Schulden kommen lassen.*

*Dabey aber ist eines Theils darauf zu sehen, daß alle wirklich zuziehende Mannschaft, in lauter zu den Waffen tauglichen Leuten bestehe, und zu solchem Ende selbige jederzeit vor der Abschickung in die Garnison durch einen Land-Chirurgum visitiret, auch nachher bey ihrer Ankunft, durch den Garnisons-Chirurgum nachvisitiret werden. Sodann soll auch andern Theils der Bedacht dahin genommen werden, daß es an Leuten von hinlänglichem Ansehen und Gröse nicht fehle, woraus die Grenadier-Compagnien besetzt, und aus solchen demnächst der Abgang unserer kurfürstlichen Leib-Garde ergänzt werden könne.*

*Zwölftens) Zur Bequemlichkeit des Transports der ausgezogenen Mannschaft sind jedem Officer einige geschickte Unter-Officers und allenfalls, wann solches erforderlich seyn sollte, eine Anzahl Hussaren<sup>71</sup> beizugeben, dagegen aber die Conducteurs vom Lande gänzlich hinweg zu lassen, auch ist den Officers während ihres aufhabenden Geschäfts täglich mit einem Reitpferd, und, so es die Nothwendigkeit erheischt, mit einem Vorspannwagen und freyen Quartier an Handen zu gehen.*

*Dreizehentens) Hiernach haben sich also die zum Ziehungs-Geschäfte abgeordneten Officers sowohl, als die kurfürstlichen Beamten zu bemessen; Uibrigens aber können Wir bey Gelegenheit dieser Militair-Verordnung (welche in sämtlichen Orthschaften des kurfürstlichen Erzstifts öffentlich zu publiciren und kund zu machen ist) noch besonders verfügen, nicht umhin, daß keinem Landeskinde, welches mit landesherrlicher Bewilligung sich dermalen in fremden Kriegsdiensten befindet, ferner erlaubt seyn solle, sich ohne ausdrückliche Erlaubniß, in den kurfürstlichen Landen aufzuhalten; zu welchem Ende die Orths Vorsteher jederzeit dem Beamten die Erscheinung eines solchen in fremden Diensten stehenden Landeskindes einzuberichten, dieser aber selbiges gleich fortzuweisen, oder, wenn besondere Geschäfte dessen Gegenwart erfordern, sich zur Sicherheit, daß keine Verführung der Kurfürstlichen Unterthanen dadurch*

---

<sup>71</sup> Die 102 kurfürstlichen Husaren dienten als berittene Polizeitruppe und waren zum Schutz der Bevölkerung und Durchreisenden vor herrenlosem Gesindel, Mord-, Raub- und Diebsvolk in sechs Trupps über die kurmainzischen Ämter verteilt. Vgl. Weber, Aufklärung (wie Anm. 1), S. 111–114.

*Sascha Weber*

*beabsichtigt werde, eine Caution von 100 Reichsthaler<sup>72</sup> stellen zu lassen, auch über dieses an Unsere Kurfürstliche Kriegs-Conferenz die jedesmalige Anzeige davon zu thun hat.*

*In Urkund Unserer eigenhändigen Unterschrift und beigedruckten Kanzlei-Secret-Insiegel. So geschehen in unserer Residenz-Stadt Mainz, den 11ten des Heumonats 1773.*

*Emmerich Joseph, Kurfürst.*

---

<sup>72</sup> In Kurmainz waren zwar, aufgrund der thüringischen Landesteile, sowohl Gulden als auch Reichstaler im Umlauf, doch scheint die Festlegung der Kautionssumme in Reichstalern in diesem Fall wahrscheinlich direkt gegen preußische und dänische Werbungen gerichtet zu sein.

*Die kurmainzische Heeresreform von 1773*

Anhang

a) Tax-Reglement

*Tax-Reglement*

*der täglichen Diäten und sonstigen Gebühren, welche bey Gelegenheit der Recrutenziehung und deren Entlassung in den kurmainzischen Landen gebilliget sind.*

	<i>fl.</i>	<i>kr.</i>
<i>Für einen Abschiedsschein wird dem Fourier gezahlt</i>	–	12
<i>Dem Kriegscommissarius</i>	–	20
<i>Dem Chirurgus auf dem Land für die Visitirung eines Recruten</i>	–	7
<i>Dem Garnisons Chirurgus für die Nachvisitirung eines Recruten</i>	–	8
<i>Einem Hauptmann der zur Recrutenprüfung abgeschicket, wird täglich nebst seinem Gehalt, an Diäten gegeben</i>	2	–
<i>Einem Lieutenant</i>	1	30

*Auch wird einem Officier täglich mit einem Reitpferd, nebst freyen Quartier, auch, so es nöthig, mit einem Vorspannwagen an Handen gegangen.*

Tabelle

*Wie die Specificationen über sämtliche junge Mannschaft, vom 14ten bis 30ten Jahre, künftighin zu verfertigen und einzuschicken sind.*

<i>Namen des Mannes</i>	
<i>Namen des Orts</i>	
<i>Ledig, und ein einziger Sohn, oder wie viele Brüder</i>	
<i>Profession</i>	
<i>Geboren in welchem Jahr und Monat</i>	
<i>ist auf den Wanderjahren</i>	
<i>Dienstboth in oder außerhalb dem Ort</i>	
<i>Gebrechlich und woran</i>	
<i>Wohl oder Schlecht bemittelt</i>	
<i>Stebet in Diensten wirklich und beim Regiment enroulliert</i>	
<i>hat noch nie gedienet</i>	
<i>hat ausgedienet und in welchem Jahr</i>	
<i>Dispensirt und in welchem Jahr, unentgeltlich oder Geld und wie viel</i>	
<i>Ist cui juris oder steht in fremden Kriegsdiensten und wo</i>	





## Sune Schlitte

### Die Kunst und der Krieg im späten 18. Jahrhundert. Die Visualisierung kolonialer Helden im Anglo-Maisur-Krieg (1790–1799)

Am Ende des 18. Jahrhunderts erreichten die britische Öffentlichkeit im Wochentakt Nachrichten über Folgen von Kampfhandlungen auf dem indischen Subkontinent. So berichtet etwa der *London Chronicle* im April 1794:

*A very magnificent entertainment was provided by the Lord Mayor. The tables were decorated with a number of emblematic ornaments; from triumphant arches, warlike trophies and different figures, & c. were suspended. At the principal table were two historical pictures in variegated sanding, of the delivery of the hostages from the Sultan to Marquis Cornwallis.*<sup>1</sup>

Dieser kurze Ausschnitt eines Zeitungsartikels über die Feierlichkeiten anlässlich der Begrüßung des aus Indien erfolgreich heimkehrenden Marquis Cornwallis zeigt, wie eng Politik und deren Visualisierung bereits im späten 18. Jahrhundert miteinander verwoben waren. Cornwallis, der im dritten Anglo-Maisur-Krieg (1790–1792) einen wichtigen Beitrag zur Konsolidierung der britischen Macht in Indien geleistet hatte,<sup>2</sup> wurde nun bei seiner Heimkehr nach England im April 1794 als ein lebender Held innerhalb der britischen Öffentlichkeit inszeniert. Die Konsolidierung der englischen Vorherrschaft zu Wasser und zu Land fand in der Öffentlichkeit der britischen Hauptstadt eine Bühne,

---

<sup>1</sup> London Chronicle, (London, England), April 5, 1794–April 8, 1794; Issue 5880.

<sup>2</sup> Vgl. Michael Duffy, World-Wide War and British Expansion. 1793–1815, in: Peter James Marshall, William Roger Louis (Hrsg.), The Oxford history of the British Empire, Bd. 2, Oxford 1998, S. 184–207, hier S. 184–187.

auf der zwei Historienbilder wie *Kriegstrophäen* ausgestellt wurden.<sup>3</sup> Da die Geiseln in diesem Fall nicht in Person vorgeführt werden konnten, wurde die Übermacht des Empires zumindest im Bild evident.

Das späte 18. Jahrhundert war nicht nur ein Zeitalter anhaltender kriegerischer Konflikte, sondern auch eine Zeit der semantischen Transformation, welche sich sowohl auf der Sprachlichen als auch visuellen Ebene vollzog.<sup>4</sup> Das britische Empire nahm in dieser Entwicklung eine besonders prominente Rolle ein. Die frühzeitigen Wandlungsprozesse durch die *Glorious Revolution* von 1688 und die stetige Expansion kolonialen Raumes besaßen eine *Katalysatorfunktion* für einen tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel.<sup>5</sup>

Im langen 18. Jahrhundert konnte Bildpropaganda, wie die oben geschilderte, eine visuelle Gemeinschaft kommunizieren, die im Protonationalismus zunehmend Bedeutung gewann. Dieser Wandel fand eine Symbolisierung in der Bildsprache der Zeit, die nicht nur der Legitimation kriegerischer Auseinandersetzungen diente, sondern auch die

---

<sup>3</sup> Hierbei ist der Öffentlichkeitsbegriff, der sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts herausbildet und auf eine Kommunikation zwischen Parlamenten, Parteien, staatlichen Institutionen, Medien, Interessengemeinschaften und den innerhalb dieser agierenden historischen Akteuren angewiesen ist, appliziert. (vgl. Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied 1969; André Krischer, Politische Kommunikation und Öffentlichkeit in London. Zur Entwicklung einer Großstadt im 17. Jahrhundert in mediengeschichtlicher Perspektive, in: Irmgard Christa Becker (Hrsg.), Die Stadt als Kommunikationsraum. Reden, Schreiben und Schauen in Großstädten des Mittelalters und der Neuzeit, Ostfildern 2011, S. 55–87; Peter Lake, Steve Pincus, Rethinking the Public Sphere in Early Modern England, in: Journal of British Studies 45 (2006), S. 270–292.

<sup>4</sup> Vgl. Jörn Leonhard, Grundbegriffe und Sattelzeiten - Languages and Discourses: Europäische und angloamerikanische Deutungen der Verhältnisse von Sprache und Geschichte, in: Rebekka Habermas, Rebekka von Mallinckrodt (Hrsg.), Interkultureller Transfer und nationaler Eigensinn. Europäische und anglo-amerikanische Positionen der Kulturwissenschaften, Göttingen 2004, S. 71–86.

<sup>5</sup> Vgl. Linda Colley, Britishness and Otherness: An Argument, in: Journal of British Studies 31 (1992), 4, S. 309–329; John Brewer, The Sinews of power. War, Money and the English state. 1688–1783, London 1989; John Brewer, Histories, Exhibitions and Collections. The Invention of National Heritage in Britain 1770–1820, in: Eckhart Hellmuth (Hrsg.), Nationalismus vor dem Nationalismus?, in: Aufklärung 10, 2 (1998), S. 9–20.

Diskurse des Protonationalismus aufgriff und verbildlichte. Weiterhin wurde der kulturelle Zusammenhalt von Walisern, Schotten, Engländern und auch den Iren zu einem großen Teil über die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen 1689–1815 hergestellt. Sie führten dazu, dass die Angehörigen dieser Gruppen sich eher auf ihre Gemeinsamkeiten als ihre Unterschiede fokussierten.<sup>6</sup>

Literatur, bildende Kunst und darstellende Künste standen nicht länger im Besitz Einzelner, sondern wurden argumentativ in den Besitz einer Gemeinschaft gestellt. Diese Entwicklung wird im vorliegenden Aufsatz anhand einiger Fallstudien zum Wandel des Heldenbildes rekonstruiert, das für die Beschreibung dieser semantischen Transformation besonders geeignet ist. Untersucht werden vor allem Aussagen einer überwiegend persuasive[n] Kommunikation,<sup>7</sup> die für eine propagandistische Kommunikation im Kontext der Anglo-Maisur-Kriege genutzt werden konnten. Doch die Untersuchung wird sich auch auf jene Aussagen erstrecken, die sich in ihrer Zusammensetzung aus unterschiedlichen hybriden Kulturen gegen eine einseitige Verwendung im proto-propagandistischen Bereich sperren.<sup>8</sup> Diese Bilddiskurse, die während der vier Maisur-Kriege zwischen 1766–1799 entstanden sind, werden in einer historischen Diskursanalyse untersucht. Leitend wird dabei die Frage sein, wie visuelle Erzeugnisse zu einem nationalen Kulturgut wurden und welche kulturellen Codes und kontextuellen Begebenhei-

---

<sup>6</sup> Vgl. Colley, *Britishness* S. 316. (wie Anm. 5); Brewer, *Histories*; Eckhart Hellmuth, Einleitung. Nationalismus vor dem Nationalismus? in: *Aufklärung* 10, 2 (1998), S. 3–10; Caspar Hirschi, *The Origins of Nationalism: An Alternative History from Ancient Rome to Early Modern Germany*, Cambridge 2012.

<sup>7</sup> Rainer Gries, *Propagandageschichte als Kulturgeschichte. Methodische Erwartungen und Erfahrungen*, in: *Deutschland-Archiv* 33 (2000), S. 558–570, hier S. 569.

<sup>8</sup> Bei einem Großteil der Aussagen des Diskurses handelt es sich um Historienbilder, die als eine Visualisierung des Heldenbildes des späten 18. Jahrhunderts gelten können. Vgl. Norbert Schneider, *Historienmalerei. Vom Spätmittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, Köln u.a. 2010; Ekkehard Mai, Anke Repp-Eckert (Hrsg.), *Historienmalerei in Europa: Paradigmen in Form, Funktion und Ideologie*, Mainz 1990. Jedoch sind einige der Bilder innerhalb der Machtverschiebungen des Kolonialismus entstanden, was ihren spezifisch hybriden Charakter erklärt, vgl. Homi Bhabha, *Fragen der Ambivalenz und Autorität unter einem Baum bei Delhi im Mai 1817*, in: ders., *Die Verortung der Kultur, Zeichen als Wunder*, Tübingen 2011, S. 168.

ten diese Entwicklung unterstützten. Weiterhin wird die Legitimation von Herrschaft im Bild eine Rolle spielen. Kolonialkriege, wie der Anglo-Maisur-Krieg, benötigten eine Legitimation auf der visuellen Ebene, die im späten 18. Jahrhundert durch die Historienmalerei erfolgte.<sup>9</sup> In einem weiteren Schritt sollen auch Grenzfälle dieses nationalen Substrats aufgezeigt werden, die in Anlehnung an Michel Foucault als Sagbarkeitsgrenzen des Diskurses beschrieben werden können.<sup>10</sup> Um diesen Fragen nachzugehen, wird in einem ersten Schritt die neue Bildsprache innerhalb der englischen und maisurischen Öffentlichkeit erläutert (I.). Um die visuellen Entwicklungen in einem weiteren historischen Kontext zu verorten, werden darauf aufbauend Ereignisse der Anglo-Maisur-Kriege dargelegt (II.). Daran anschließend werden historische Diskursanalysen zum Historienbild in der englischen und maisurischen Öffentlichkeit die Legitimation von Herrschaft und Gewalt in den beiden Gesellschaften analysiert (III.).

### I. *General Wolfe versus Tipu Sultan. Die Entstehung einer neuen Bildsprache*

Die Gattung der *exhibition pieces* gilt als ein besonders exponierter Vertreter der neuartigen persuasiven Kommunikation des späten 18. Jahrhunderts. *The Death of General Wolfe* kann als idealtypisches Bild dieser Gattung begriffen werden.<sup>11</sup> Innerhalb der englischen Öffentlichkeit des späten 18. Jahrhunderts wurde durch die Möglichkeiten eines freien Marktes ein Kunstmarkt geschaffen, der sich an einer breiteren

---

<sup>9</sup> Vgl. Holger Hoock, *Empires of the imagination. Politics, war and the arts in the British world, 1750–1850*, London 2010.

<sup>10</sup> Philipp Sarasin, *Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte*, in: Wolfgang Hardtwig, Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute* Göttingen 1996, S. 136–164, hier S. 144.

<sup>11</sup> Vgl. Alan McNairn, *Behold the Hero. General Wolfe and the Arts in the Eighteenth Century*. Liverpool 1997; Norbert Schneider, *Historienmalerei. Vom Spätmittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, Köln 2010, S.168–171; Barbara Groseclose, *Death, glory, empire: art*, in: Julie Codell (Hrsg.), *Orientalism transposed: the impact of the colonies on British culture*, Aldershot 2000, S. 189–196; Norbert Schneider, *Historienmalerei, Vom Spätmittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, Köln 2010, S.168–171; Hoock, *Empires* (wie Anm. 9), S. 85–91.

*Die Kunst und der Krieg im späten 18. Jahrhundert*

Schicht an Rezipienten orientierte. Diese [neuartigen?] Rezipienten standen in einer wechselseitigen Kommunikation mit den Erzeugern der Bilder, die sich u. a. über Kunstkritik, Ausstellungen und den Verkauf von Bildern und ihren Reproduktionen vollzog.<sup>12</sup> Der Künstler Benjamin West (1738–1820) wich mit der Produktion seines Bildes *The Death of General Wolfe*, 1770 von der klassischen Akademieschule ab und zeigte in einem reportagehaften Charakter Helden der eigenen Gegenwart in ihrer zeitgenössischen Kleidung, was stilistisch einen Übergang vom Klassizismus in romantische Stilelemente bedeutete.<sup>13</sup>



*The Death of General Wolfe*, William Wollett after Benjamin West, British Museum, Museum number 1845,0507.8, Prints & Drawings, Etching and Engraving, 1776.

<sup>12</sup> Vgl. John Brewer, *The Pleasures of the Imagination. English Culture in the Eighteenth Century*, London 1997; David H. Solkin, *Painting for Money. The Visual Arts and the Public Sphere in Eighteenth-century England*, New Haven 1993; David H. Solkin, *Art on the Line. The Royal Academy Exhibitions at Somerset House, 1780–1836*, New Haven, CT 2001.

<sup>13</sup> Vgl. Ellis Waterhouse, *Michael Kitson, Painting in Britain. 1530 to 1790*, New Haven, CT 1994, S. 276f.

Im Zentrum des Bildes befindet sich der sterbende General Wolfe. Wolfe liegt auf seiner linken Körperhälfte und wird von einer Reihe britischer Offiziere umringt, von denen zwei hinter ihm seinen rechten Arm halten und ein weiterer eine Wunde auf der linken Seite der Brust versorgt. Im Mittelteil des Bildes läuft ein Bote aus dem im Hintergrund brennenden Quebec zur Gruppe um General Wolfe. Rechts im Bildhintergrund sind die Schiffe abgebildet, von denen aus die Soldaten zu den *Plains of Abraham* gestiegen sind. Somit konzentriert sich Wests Bild nicht nur auf einen Moment der Schlacht, sondern es setzt den gesamten Ereignisablauf in Szene: von der Landung der Boote, über den Schlachtverlauf bis hin zum finalen Tod des Generals.<sup>14</sup> Auch wenn Wests Bild manche Bildtradition bewusst verwarf, fanden andere prominente Formeln der Ikonographie ausdrückliche Verwendung. So wird der sterbende General in einer Haltung dargestellt, die die Grablegungsszene Anthonis van Dycks zum Vorbild hat. Der General wird also mit dem vom Kreuze abgenommenen Jesus verglichen, womit sein Tod ihn zum Märtyrer machte.<sup>15</sup>

In der britischen Öffentlichkeit erlangte Wests Bild durch die Kombination traditioneller Ikonographie mit einem aktuellen Thema eine hohe Aufmerksamkeit während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs von 1775–1783. Es erinnerte an einen vergangenen Sieg im Norden Amerikas und drückte die Hoffnung auf einen erneuten britischen Sieg aus. Wolfes Sieg stand für britische Autorität, britische Freiheit und britischen Parlamentarismus. In der Überzeugung vieler Engländer hatte er sein Leben für diese Werte geopfert.<sup>16</sup> Wests Darstellung stand im Gegensatz zur Akademiedoktrin Joshua Rey-

---

<sup>14</sup> Vgl. Marian Füssel, *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*, München 2010, S. 101f.

<sup>15</sup> *The Death of General Wolfe* ist eine deutliche Imitation der *pietà*: *Die Christusfigur liegt auf dem geschlossen Sarkophag, Maria schmiegt ihr schmerzverzehrtes Gesicht an das ihres toten Sohnes, dessen Oberkörper auf dem Schoß ruht, Johannes hält eine Hand Christi und Maria Magdalena seine Füße, wie in den Mediationes angegeben*. Sabine Poeschel, *Die Beweinung (Lamentatio) – Vesperbild (Pietà)*, in: *Handbuch der Ikonographie*, Darmstadt 2005, S. 184f.

<sup>16</sup> Vgl. Mc Nairn, Hero (wie Anm. 11), S. 145f.

nolds, die die Darstellung eines Helden nach antikem Vorbild favorisierte und eine Darstellung in zeitgenössischer Uniform ablehnte.<sup>17</sup> Ein Historienbild zeigte nun tapfere Helden auf Schlachtfeldern, die in einem Mehr-Personen-Stück vor einem faktischen Hintergrund abgebildet wurden, genau benennbar waren und in einem Moment des Schreckens oder der Trauer dargestellt wurden. Wests Bild stand somit für eine persuasive Kommunikation, die sich durch eine bestimmte Selektion der Inhalte auszeichnete. Historienbilder wurden im späten 18. Jahrhundert unter der Prämisse eines aufkeimenden Nationalismus kreiert.<sup>18</sup> Doch mit dem Verlust der nordamerikanischen Kolonien wurde der Fokus des Britischen Empires vom Westen in den Osten verlegt. Damit gelangten auch die Anglo-Maisur-Kriege in das Zentrum der britischen Öffentlichkeit und ein neues Heldenbild wurde entworfen.

Als Beispiel der Verwendung von Kunst als Legitimation der Macht in Indien wird die Darstellung des südindischen Königturns Maisur dienen, welches unter der Führung muslimischer Herrscher in einem überwiegend hinduistischen Territorium eine neue visuelle Legitimation der Macht ausformen musste. Die Schule der *Deccani Paintings*, die sich im 16. Jahrhundert im Norden Indiens entwickelt hatte, wurde in den kleineren Fürstentümern zur Repräsentation weiterentwickelt.<sup>19</sup> So erfolgte auch unter Tipu Sultans<sup>20</sup>, (1749–1799) Herrschaft in Maisur eine Übersetzung der Macht in Architektur und Malerei. Ein besonders bekanntes Beispiel ist der Palast von *Dari-aya Daulat*, in dem sich beide Disziplinen exemplarisch vereinen.<sup>21</sup> Neben dieser traditionellen Herrschaftspräsentation entwickelte sich

---

<sup>17</sup> Vgl. Norbert Schneider, *Historienmalerei. Vom Spätmittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, Köln 2010, S.168.

<sup>18</sup> Mc. Nairn, *Hero*, S.145f; Groselclose, *Death*, 189–196; Schneider, *Historienmalerei* S.168–171 (Wie Anm. 11).

<sup>19</sup> Vgl. Susan Stronge, *The Sultanates of the Deccan*, in: John Guy; Deborah Swallow (Hrsg.), *Arts of India: 1550–1900*, London 1990, S. 123.

<sup>20</sup> In zahlreichen Quellen lassen sich abweichende Schreibweisen des Namens feststellen. Im darstellenden Text soll die Schreibweise Tipu Sultan beibehalten werden.

<sup>21</sup> Vgl. Janaki Nair, *Mysore Modern, Rethinking the Region under Princely Rule*, Hyderabad 2012, S. 29–32.

unter Haidar Alis (1721–1782) und seinem Nachfolger Tipu Sultan auch eine hybride Kunst, die durch europäische und indische Stile beeinflusst war, wie weiter unten erläutert werden wird.

## *II. Die Anglo-Maisur-Kriege*

Die vier Anglo-Maisur-Kriege, die von 1766 bis 1799 stattfanden, wurden zwischen dem Königreich Maisur und der britischen Ostindienkompanie geführt.<sup>22</sup> Sie fanden nicht nur eine erhöhte Aufmerksamkeit in der zeitgenössischen Presse, sondern wurden auch in der Literatur, dem Theater und der Bildenden Kunst in vielerlei Form dargestellt. In der englischen Erinnerungskultur war es dabei besonders Tipu Sultan der das Thema für zahlreiche kulturelle Erzeugnisse bildete. Vor allem seine aufwändige Herrschaftsrepräsentation bot genügend Optionen für Inszenierungen in Theaterstücken, Büchern und Kunstwerken.<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Vgl. Pradeep Barua, *Martimie Trade, Seapower, and the Anglo-Mysore Wars, 1767–1799*, in: *Historian* 73 (2011) S. 22–40; Kate Brittlebank, *Tales of treachery. Rumour as the source of claims that Tipu Sultan was betrayed*, in: *Modern Asian studies* 37 (2003), S.195–211; Anne Buddle u.a (Hrsg.), *The Tiger and the Thistle. Tipu Sultan and the Scots in India, 1760–1800*, Edinburgh 1999; Duffy, *World-Wide War* (wie Anm. 2); Stig Förster, *Handelsmonopol und Territorialherrschaft. Die Krise der East India Company, 1784–1813*, Bamberg 1991; Ders., *Die mächtigen Diener der East India Company. Ursachen und Hintergründe der britischen Expansionspolitik in Südasien, 1793–1819*, Stuttgart 1992; Ders., *4. Mai 1799: Der Kampf um Srirangapatna und der Tod des Tipu Sultan. Schlachtenmythos in Indien und Großbritannien*, in: Gerd Krumeich, Susanne Brandt (Hrsg.), *Schlachtenmythen. Ereignis, Erzählung, Erinnerung*, Köln 2003, S. 115–132; Denys Forrest, *Tiger of Mysore. The Life and Death of Tipu Sultan*, London 1970; Gordon Stewart, *Symbolic and Structural Constraints on the Adoption of European-style Military Technologies in the Eighteenth Century*, in: Richard B. Barnett (Hrsg.), *Rethinking Early Modern India*, New Delhi 2002, S. 155–178; Irfan Habib (Hrsg.), *Confronting Colonialism. Resistance and Modernization under Haidar Ali & Tipu Sultan; commemorating Srirangapatnam 1799*, New Delhi 1999.

<sup>23</sup> Vgl. David Worrall, *Islam on the Romantic Period Stage: Hyder Ali, Tippoo Saib and beyond the captivity narrative*, in: Michael T. Davis, Paul A. Pickering (Hrsg.), *Unrespectable radicals? Popular politics in the age of reform, Aldershot, England, Burlington, VT 2008*, S. 167–184; Daniel O’Quinn, *Staging Governance. Theatrical imperialism in London, 1770–1800*, Baltimore, MD 2005.

Tipu Sultan hatte das Königreich Maisur von seinem Vater Haidar Ali übernommen, der 1767 im ersten *Anglo-Maisur Krieg* (1766–1769) gegen die Allianz der Truppen des *Nizam* von *Haiderbad*, des *Peshaw von Pune* und der Briten gewonnen hatte.<sup>24</sup> Nach dem Tod Haidar Alis während des zweiten *Anglo-Maisur Kriegs* (1780–1784) übernahm sein Sohn Tipu die Herrschaft. Nachdem sein Bündnispartner Frankreich Frieden mit Großbritannien geschlossen hatte, sah sich Maisur gezwungen, im Frühjahr 1784 ebenfalls Frieden mit der *East India Company (EIC)* zu schließen.<sup>25</sup> Neben zahlreichen Heeresreformen machte die Landreform das Königreich Maisur zu einer Regionalmacht.<sup>26</sup>

Diese Regionalmacht stellte für die Ausbreitung der britischen Herrschaft in Indien eine generelle Gefahr dar, weswegen der Angriff Tipu Sultans Truppen auf *Travancore* im Dezember 1789 als eine umstrittene Ursache des dritten *Anglo-Maisur Kriegs* (1789–1792) gilt.<sup>27</sup> Die Briten sahen hiermit die Grenzen eines Bündnispartners verletzt und zogen zusammen mit ihren indischen Allianzen in den Krieg gegen Maisur.<sup>28</sup> Dieses hatte mit dem Friedensvertrag vom 18. März 1793 niederschmetternde Konzessionen hinzunehmen: Es musste die

---

<sup>24</sup> Michael Mann, *Geschichte Indiens. Vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Paderborn 2005, S. 62. *Nizam*: der erbliche Titel der Anführer von Haiderbad; *Peshwa*: oberster Minister der Marathen vgl. Ivor Lewis, *Sahibs, Nabobs and Boxallahs. A Dictionary of the Words of Anglo-India*, Oxford 1992, S. 177 u. 188.

<sup>25</sup> Vgl. Förster, Diener (wie Anm. 22), S. 51.

<sup>26</sup> Vgl. Mohibbul Hasan, *History of Tipu Sultan*, Delhi 2005, S. 330–344.

<sup>27</sup> Die zeitgenössischen britischen Autoren beschreiben Tipu Sultan als den Aggressor des Konflikts: *Soon after this period it became evident that Tippoo Sultaun entertained strong intentions of hostility towards our Ally of Travancore*. Vgl. Roderick Mackenzie, *A sketch of the war with Tippoo Sultaun or a detail of military operations, from the commencement of hostilities at the lines of Travancore in December 1789 until the peace concluded before Seringapatam in February 1792*, Calcutta 1793, S.42.

<sup>28</sup> Hier wird besonders darauf verwiesen, dass der *Raja* von Travancore mit zahlreichen Grenzverletzungen als eigentlicher Aggressor in dem Konflikt aufgetreten sei, was ein Eingreifen Maisurs notwendig gemacht habe. Vgl. Forrest, Tiger (wie Anm. 22), S. 126f; Kunju Ibrahim, *Relations between Travancore and Mysore in the Eighteenth Century*, in: Irfan Habib (Hrsg.), *Confronting colonialism. Resistance and modernization under Haidar Ali & Tipu Sultan; commemorating Srirangapatnam 1799*, New Delhi 1999, S. 79–86, hier: S. 81–84; Hasan, Tipu (wie Anm. 26), S. 154–166.

Hälfte seines Landes abgeben, 33 Millionen Rupien zahlen und die Freilassung der britischen Gefangenen garantieren.<sup>29</sup> Darüber hinaus hatte Tipu Sultan zwei seiner Söhne den Briten als Geiseln zu übergeben, bis die Bedingungen des Vertrages erfüllt wurden.<sup>30</sup>

Auch wenn das südindische Königreich nun soweit geschwächt erschien, dass keine Gefahr mehr von ihm ausging, sollte es noch zu einem weiteren Krieg der britischen Truppen gegen Maisur kommen, der aufgrund der hohen Kosten und der Gefahr für die Handelseinnahmen der EIC umstritten war.<sup>31</sup> Der Angriff der EIC gegen das Königreich Maisur wurde schließlich mit der Gefahr eines französischen Engagements auf indischem Boden begründet, welches seit der Landung Napoleon Bonapartes 1798 in Ägypten zu drohen schien.<sup>32</sup>

Im Verlauf des vierten Krieges wurden die Truppen Maisurs nach wenigen Monaten in der Hauptstadt Seringapatam eingeschlossen. Im Zuge des Sturmangriffs vom 4. Mai 1799 wurden Einwohner der Stadt, Soldaten und Tipu Sultan selbst getötet.<sup>33</sup> In zwei Tagen akquirierten die britischen Truppen vermutlich 2 Millionen Pfund und zerstörten den Palast Tipu Sultans bis auf die Grundmauern.<sup>34</sup> Zeit-

---

<sup>29</sup> Trotz anfänglicher Erfolge hatten die maisurischen Truppen den englischen auf lange Sicht nicht viel entgegenzusetzen, so dass Ende Februar 1792 die Hauptstadt Seringapatam eingeschlossen wurde. Ein Beispiel für den anfänglichen Erfolg der maisurischen Armee ist der Rückzug der englischen Truppen vor Seringapatam. Aufgrund eines Mangels an Nachschub zogen sich die britischen Einheiten unter Cornwallis zurück. Vgl. Forrest, Tiger (wie Anm. 22), S.161f.

<sup>30</sup> Hasan, Tipu (wie Anm. 26), S. 255; P. J. Marshall, Cornwallis Triumphant: War in India and the British Public in the Late Eighteenth Century, in: Michael Howard Lawrence Freedman, u. a. (Hrsg.), War, Strategy, and International Politics. Essays in Honour of Sir Michael Howard, Oxford, New York 1992, S. 57–74.

<sup>31</sup> Die EIC sollte jährlich 400.000 Pfund ihrer Profite an den Staat abführen und so zu einer Entlastung des englischen Steuerzahlers beitragen, doch in der Praxis vollzog sich das Gegenteil. Die wiederholten Kriege der Vergangenheit führten zu einer finanziellen Belastung, die von der *Company* allein nicht getragen werden konnten, so dass der englische Steuerzahler regelmäßig für die finanzielle Bonität der EIC eintreten musste. Vgl. Förster, Territorialherrschaft (wie Anm. 22), S. 9.

<sup>32</sup> Vgl. James Lawrence, Raj. The making and unmaking of British India, New York 1998, S. 69.

<sup>33</sup> Vgl. Hasan, Tipu (wie Anm. 26), S. 306–318.

<sup>34</sup> Vgl. Förster, Diener (wie Anm. 22), S. 163.

genössische englische Quellen beschreiben den Verlauf der Schlacht hingegen wie folgt: [...] *very few of the unarmed inhabitants suffered, and these unavoidable from random shot; a circumstance, we may venture to pronounce, unprecedented; which ascribed, not only on the high discipline of the troops.*<sup>35</sup> Die englische Publizistik propagierte somit ein philanthropisches Bild der Kolonialmacht, indem die Truppen der EIC als Befreier und nicht als Aggressoren beschrieben wurden.<sup>36</sup>

### III. *Heldenvisualisierung. Die serielle Erfassung eines propagandistischen Diskurses*

Innerhalb der sich formierenden protonationalen Öffentlichkeit des späten 18. Jahrhunderts wurden die *Anglo-Maisur Kriege* als lang andauernder ständig neu anschwellender kriegerischer Konflikt verhandelt. Schriftliche und visuelle Diskurse standen in dieser Debatte in einem wechselseitigen Verhältnis.<sup>37</sup>

Auch wenn sich die Tendenzen des publizistischen und dramaturgischen Diskurses in der bildenden Kunst zum Teil widerspiegeln, bedarf es einer gesonderten Behandlung des Bilddiskurses, um die Spe-

---

<sup>35</sup> Alexander Beatson, *A view of the origin and conduct of the war with Tippoo Sul-taun. Comprising a narrative of the operations of the army under the command of Lieutenant-General George Harris, and of the siege of Seringapatam.* By Lieu-tenant-Colonel Alexander Beatson, London 1800, S. 137f.

<sup>36</sup> Vgl. Jack Greene, *Empire and Identity from the Glorious Revolution to the American Revolution*, in: Peter J. Marshall (Hrsg.), *The Oxford History of the British Empire*, Oxford 1998, S. 208–230.

<sup>37</sup> Als ein exemplarisches Werk des schriftlichen Diskurses kann *James Scurry's ei-nes englischen Matrosen Gefangenschaft* gelten, das durch seine Beschreibung des Schicksals britischer Gefangener viel Aufmerksamkeit erlangte, vgl. James Scurry, *James Scurry's eines englischen Matrosen Gefangenschaft, Leiden und Flucht un-ter Hyder Ali und Tipoo Saib.* Geschrieben von ihm selbst, Leipzig 1828. Auch im Theater und in der Literatur fand das Sujet des Sultans aus dem Süden eine nachhaltige Bearbeitung. Die Theaterinszenierung *El Hyder; the Chief of the Ghaut Mountains. A grand eastern melodramatic spectacle* und H.M. Milners *Tippoo Saib; Or, The Storming of Seringapatam*, präsentierten Herrscher des Mogulreiches als heroische Figuren, die mitreißende Reden während der Aufführungen hielten. Ge-genüber den oben dargestellten Formen Tipu Sultans im schriftlichen Diskurs, stellen sich die Theaterinszenierungen als eine Sagbarkeitsgrenze des Diskurses dar. Vgl. Worrall, *Islam* (wie Anm. 23).

zifik der Aussagen zu erläutern. Auch Bilder sind Zeichen, die Sinn erzeugen, und können als solche für die Kommunikation genutzt werden.<sup>38</sup> Davon ausgehend, dass der bildliche Diskurs zur Visualisierung kolonialer Helden als kommunikativer Prozess eingrenzbar ist, wird im Folgenden ein diskursives Archiv gebildet, welches durch die Kriterien *Hostage Paintings*, *Storming Seringapatam*, *Tipus Death*, *Tipus Tiger* und *Tipus Victory* abgegrenzt wird.<sup>39</sup> Zusätzlich werden die Aussagen, die für das diskursive Archiv erfasst werden, auf einen zeitlichen Rahmen beschränkt, der sich innerhalb des langen 18. Jahrhunderts von 1792 bis in das frühe 19. Jahrhundert erstreckt.<sup>40</sup>

Neben der Zeitspanne, die die Begrenzung des Diskurses bestimmt, hat der Ort der Aussage eine besondere Relevanz bei der Erfassung eines diskursiven Archivs.<sup>41</sup> Es sollen Aussagen, die in Großbritannien und Südindien getroffen wurden, analysiert werden, um so eine eurozentrische Sichtweise der Analyse zu verhindern und die zeitgenössische Perspektive auf einen Kontrahenten der britischen Kolonialmacht zu extrahieren.<sup>42</sup> Die serielle Erfassung des Diskurses ergab, dass sich 56 Visualisierungen mit dem Sujet Tipu Sultan befassen.<sup>43</sup> Eine vollständige Aufnahme aller Aussagen innerhalb eines Diskurses ist weder möglich noch das Ziel. Die Analyse benennt vielmehr jene Aussagen, die sich zu Regelmäßigkeiten verdichten.<sup>44</sup>

---

<sup>38</sup> Gottfried Boehm, *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin 2007.

<sup>39</sup> Vgl. Sarasin, *Subjekte* (wie Anm. 10), S. 143–148.

<sup>40</sup> Vgl. Michael Maurer, *Kleine Geschichte Englands*, Stuttgart 2007, S. 293.

<sup>41</sup> Sarasin, *Subjekte* (wie Anm. 10), S. 143.

<sup>42</sup> Dank der fortgeschrittenen Digitalisierung der Bestände großer Kunstsammlungen konnte bei der Erstellung des diskursiven Archivs auf digitale Datenbanken zurückgegriffen werden. Da die digitalen Datenbanken aber im Wesentlichen von kulturellen Institutionen geschaffen wurden, die ihre Bestände mit großem finanziellen Aufwand digital erfasst haben, würde hiermit lediglich der westliche Blick reproduziert, der sich in den Museen abzeichnet. Also wurden einige Sammlungskataloge miteinbezogen, die eine Einsicht in zeitgenössischen indische Visualisierungen bieten.

<sup>43</sup> Die diskursiven Aussagen werden zur besseren Übersicht unter den unten folgenden Gliederungspunkten angegeben, vgl. Buddle, *Tiger* (wie Anm. 22); Mildred Archer, *India and British Portraiture, 1770–1825*, London 1979. [http://www.britishmuseum.org/research/search\\_the\\_collection\\_database.aspx](http://www.britishmuseum.org/research/search_the_collection_database.aspx), 05.10.2013.

<sup>44</sup> Sarasin, *Subjekte* (wie Anm. 10), S. 142.

Hostage Paintings

Die einleitend bereits genannten Geiselnbilder waren ein besonders häufiges Motiv innerhalb der Bilddiskurse der Zeit. Sie zeigen, wie die Söhne Tipu Sultans nach seiner Niederlage im dritten *Anglo-Maisur Krieg* General Cornwallis übergeben wurden. Insgesamt 23 Bilder haben dieses Sujet als Vorlage, von denen hier die wesentlichen besprochen werden.<sup>45</sup> Der aus Amerika stammende Künstler Mather Brown (1761–1831), der 1780 nach England kam und bei John Singleton Copley (1738–1815) und Benjamin West studierte, fertigte zwei Bilder in Ölfarben zu dem Ereignis an.<sup>46</sup> Zur strategischen Plat-

<sup>45</sup> Folgende Aussagen stammen aus *List of Illustrations* Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43) S. 487–519; Arthur William Devis: Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages P. 188, P. 189; George Carter, Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages P. 194; Robert Home, Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages P. 213; Robert Home, The hostage princes leaving home with the vakil P. 214; Mather Brown, Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages P. 325; Mather Brown, Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages, P. 334; Henry Singleton, Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages. P. 335; Henry Singleton, The sons of Tipu Sultan leaving their father P. 336; Thomas Stothard, The hostage leaving the zenana P. 337. Folgende Aussagen stammen aus der Datenbank des British Museum: Conrad Heinrich Kuchler, Cornwallis and his aides standing receiving Sultan Tipoo and his two sons. 1792; J Brown, Lord Cornwallis receiving the Sons of Tippoo Saib as Hostages. 1815; Haines & Son, Marquis Cornwallis Receiving the Sons of Tippoo Saib. 1796; John Smart: Portrait of Abdul Khalik Sultan. 1794; John Smart: Portrait of Mu'izz Ud-Din Sultan. 1794; Haines & Son Return of Tippoo Saib's Two Sons to their Mother 1796; Laurie & Whittle, Tippoo Saib's Two Sons deliver'd up to Lord Cornwallis. 1792; Laurie & Whittle, Tippoo Saib's Two Sons deliver'd up to Lord Cornwallis, 1792; Robert Sayer, Tippoo Saib's Two Sons taking leave of Their Mother, 1792; Laurie & Whittle, Tippoo Saib's Two Sons taking leave of Their Mother, 1794; Folgende Aussagen stammen aus Buddle, *Tiger* (wie Anm. 22); Robert Home, Lord Cornwallis receiving Tipu Sahib's Sons as Hostages at Seringapatam 1793–94. P. 38; Mather Brown, Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu as hostages, 1792, P. 64; Daniel Orme, Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu as Hostages in view of Seringapatam. P. 65.

<sup>46</sup> Um den ökonomischen Erfolg der Bilder zu sichern, schaltete Brown Anzeigen in Zeitungen. Mather Brown, *Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages*. Ders., *Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages*. Vgl. Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43), S. 517. Brown versuchte in seinen Anzeigen potentiellen Kunden eine sichere Auslieferung der Bilder zu garantieren, was nicht generell der Fall war, indem er in der Anzeige einige Kunden nannte, die die Reproduktionen bereits bestellt hatten: *Mr. Mather Brown begs leave most respectfully to acquaint the Public, that his proposals were sent to Press on July 27th, and made*

zierung der Bilder wählte Brown wie sein Vorbild Benjamin West ein gefälliges Thema, das sich an den Interessen des Publikums orientierte und vermarktete dieses offensiv.<sup>47</sup>

1793 fertigte auch Henry Singleton (1766–1839) Gemälde zum Thema an.<sup>48</sup> Die verschiedenen Versionen zeigen sowohl den Abschied der Prinzen von Tipu Sultan als auch die Aufnahme der Geiseln durch General Cornwallis. Beispielhaft wird hier Singletons Bild *Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages* von 1793 besprochen.<sup>49</sup> Cornwallis' Zelt bildet die Kulisse für das Arrangement. Im Mittelpunkt des Bildes sind die beiden Jungen linksseitig abgebildet. Hinter ihnen steht ein *wakil*<sup>50</sup>, der sie zur rechten Seite führt, auf der sich Cornwallis befindet. Cornwallis steht mit offenen Armen den Jungen zugewandt, was dazu führte, dass einige der Betrachter im Bild eine Reminiszenz auf Henry Mackenzies Roman *The Man of Feeling* sahen, so dass die Darstellung häufig in den Kontext der Empfindsamkeit gestellt wird. Hinter Cornwallis stehen zahlreiche

---

*their appearance in the Public Papers the following morning; for publishing by subscription, two engravings from pictures he is now finishing; one representing the Scene in which the sons of Tippoo are delivering to Earl Cornwallis the definitive treaty of Peace; the other, The departure of the royal children from the Zenana.* [Oracle (London, England), Tuesday, July 31, 1792; Issue 992].

<sup>47</sup> Mather Brown bediente sich weiterer Tricks, um seine Interpretation der Ereignisse dem britischen Publikum einladend erscheinen zu lassen. Er entlehnte die Darstellung Tipu Sultans, den er in seiner Version *The departure of the sons of Tippoo from the zenana*, diffamierte, den zu der Zeit äußerst beliebten Dramen Shakespeares. Brown imitierte in seinen Illustrationen den bekannten Stil der Bilder, die sich dem Thema Richard III. widmeten, so dass die Betrachter, die über genügend inkorporiertes kulturelles Kapital verfügten, das Bild in seine genaue ikonographische Tradition einzuordnen wussten. Vgl. Constance C. McPhee, *Tipu Sultan of Mysore and British medievalism in the paintings of Mather Brown*, in: Julie Codell, Dianne Sachko Macleod, *Orientalism Transposed. The Impact of the Colonies on British Culture*, Aldershot 1998, S. 207.

<sup>48</sup> Henry Singleton, „Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages“, London 1793; Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43), S. 518.

<sup>49</sup> Beide Bilder wurden von Joseph Grozer graviert und im August 1793 publiziert. (Vgl. Hermione De Almeida, *Indian Renaissance, British romantic art and the prospect of India*, Burlington 2005, S. 149–151).

<sup>50</sup> *Vakil, vakeel, wakil* [17C.H/Ar. *Wakil*.] (1) *A person invested with authority to act for another, an agent, an ambassador, a representative*. Vgl. Lewis, *Nabobs* (wie Anm. 24), S. 243.

britische Offiziere, von denen einer ihn zurückhält, so als ob er Cornwallis davor bewahren wollte, seiner Zuneigung einen zu obsessiven Ausdruck zu verleihen. Ein Grund für die Zurückhaltung könnte die Darstellung der Söhne als *little tigers* in der englischen Öffentlichkeit sein.<sup>51</sup> Der väterliche Gestus, mit dem Cornwallis die beiden Geiseln empfängt, findet sich auf zahlreichen weiteren Bildern wieder.

Der Historienmaler Arthur William Devis (1762–1822) reiste 1793 von Kalkutta nach Madras, um in einer Serie von Sitzungen einige Skizzen der Söhne Tipus als Vorlage anzufertigen. Er besaß somit als einer der wenigen Maler Ortskenntnis. 1802 wurde das Bild *Lord Cornwallis receiving the sons of Tipu Sultan as hostages* in der *Royal Academy* ausgestellt. Devis' Bild zeigt zwei von Tipus *vakils*, die die beiden Prinzen in die Hände von Lord Cornwallis übergeben. Nach seiner Ankunft in England fertigte Devis ein weiteres Bild mit demselben Titel an, das Cornwallis und die Geiseln zeigt, weitaus größer ist und mehr als sechzig Offiziere darstellt. Trotz der extensiven Werbemaßnahmen, als welche die Offiziersdarstellungen zu werten sind, fand das Bild lange Zeit keinen Käufer.<sup>52</sup> Die Exaktheit eines Bildes hinsichtlich der Darstellung eines Sachverhalts hatte somit keine hohe Relevanz für die Verbreitung. Trotz der geringen zeitgenössischen Rezeption werden die Bilder von Devis häufig in aktuellen Darstellungen verwendet. Als Grund hierfür wird der vermeintlich reportagehafte Charakter des Bildes angeführt und der formvollendete Stil, dessen sich Devis bediente.<sup>53</sup>

Insgesamt wurde das Sujet der *Geiselübergabe* jedoch so erfolgreich, dass es noch zahlreiche Nachahmer gab. Die Bilder wurden vor allem als Gravur herausgegeben und lehnten sich an die Vorlagen an.<sup>54</sup> Die

---

<sup>51</sup> Vgl. Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49) S. 149.

<sup>52</sup> Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43), S. 260–263.

<sup>53</sup> Vgl. Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 15; Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43), S. 260–262 u. 307–309; Christopher Alan Bayly, *The Raj. India and the British, 1600–1947*, S. 154.

<sup>54</sup> <http://www.britishmuseum.org/>, 21.10.2010.

Visualisierungen wurden unter propagandistischen Gesichtspunkten zu einer philanthropischen Stilisierung der britischen Kolonialmacht verwendet. Personalisiert wurde diese durch den britischen General, der sich der beiden Geiseln annahm.<sup>55</sup> Lord Cornwallis äußerte sich 1793 in seinen Ausführungen zur Landgesetzesreform der EIC darüber, wie viel Partizipation von Seiten der indigenen Bevölkerung bezüglich der Rechtssprechung nach seiner Auffassung wünschenswert sei:

*But there appears for me to be no ground for such apprehensions; for, although we hope to render our subjects the happiest people in India, I should by no means propose to admit the natives to any participation in framing regulations.*<sup>56</sup>

Die *Hostage paintings* spiegeln somit eine koloniale Agenda wieder, welche die Bewohner des Territoriums der EIC – in der Metaphorik des Bildes gesprochen – zu unmündigen Kindern werden lässt, die die führende Hand eines *empfindsamen* Briten benötigten. Die Geiselnahme zweier Kinder wurde in den untersuchten Bildern nicht als eine Form der Erpressung zur Umsetzung eines Vertrages dargestellt, sondern als ein notwendiges und würdevolles Unterfangen, das im Sinne der Kinder geschehe.<sup>57</sup> In den *Hostage paintings* zeigt sich somit das Selbstverständnis absoluter Herrschaft, welches lange Zeit als Begründung für die Beherrschung des *Orients* beansprucht wurde und von Edward Said auf folgende Formel gebracht wurde:

*Hier sind die Westler und da die Orientalen. Erstere herrschen, Letztere müssen beherrscht werden, was gewöhnlich bedeutet, ihr Land zu beset-*

---

<sup>55</sup> Vgl. Matthew Craske, Westminster Abbey 1720–1770, a public pantheon build upon private interest, in: Richard Wrigley (Hrsg.), *Pantheons, Transformations of Monumental Idea*, Aldershot 2004, S. 48.

<sup>56</sup> Charles Cornwallis, Lord Cornwallis's Minute of 11 Feb. 1793, Second Report from the Select committee of the House of Commons on the Affairs of the East India Company. 1810. Appendix 9, in: David Douglas, (Hrsg.), *English Historical Documents (1783–1832)*, London 1959, S. 839.

<sup>57</sup> Vgl. McPhee, Tipu (wie Anm. 47), S. 211.

*zen, ihre inneren Angelegenheiten genau zu regeln, ihr ganzes Hab und Gut in den Dienst der einen oder anderen westlichen Macht zu stellen.*<sup>58</sup>

Die *Geiseln* sind mit Trophäen zu vergleichen, die in der englischen Öffentlichkeit zahlreiche Funktionen erfüllten: So rechtfertigten sie die hohen Ausgaben, die den britischen Haushalt im Verlauf weltweit geführter Kolonialkriege belasteten. Darüber hinaus stellten sie die Reputation des Generals wieder her, der eine der entscheidenden Niederlagen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zu verantworten hatte. Sie suggerierten eine Form des Zusammenhalts vor dem Hintergrund der ständigen Konfrontation mit dem revolutionären Frankreich. Weiterhin stellten sie den Versuch dar, eine fremde Welt zumindest in Teilen visuell anzueignen. Zwar werden diese visuellen Erzeugnisse der indischen Ursprungskultur nicht gerecht, aber genau hierin lag ihr spezifischer Wert: Durch diesen gescheiterten Versuch, die fremde Kultur abzubilden und anzueignen, gestalten die Bilder die eigene Identität vor der Folie der fremden Identität neu.<sup>59</sup>

### *Storming Seringapatam*

Im September des Jahres 1799 erreichte die britischen Inseln die Nachricht von der Eroberung Seringapatams. Die Zeitungen berichteten umfangreich und publizierten den Brief des *Earl of Mornington* an Henry Dundas.<sup>60</sup> Um diesem Ereignis medial gerecht zu werden, mussten Bilder produziert werden. Bei der seriellen Erfassung des diskursiven Archivs befassten sich zehn Bilder mit der Visualisierung der Schlacht: In der folgenden Analyse sollen Robert Ker

---

<sup>58</sup> Edward Said, *Orientalismus*, Frankfurt/M. 2009, S. 49.

<sup>59</sup> Vgl. Bhabha, *Zeichen* (wie Anm. 8), S. 168.

<sup>60</sup> Vgl. Förster, *Diener*, (wie Anm. 22), S. 68. Mornington berichtete in seinem Schreiben, dass er die Details von General Harris über die Einnahme Seringapatams bekommen habe und dass diese Armee diesen glorreichen Triumph als besondere Nachricht für ihre Majestät und für den Applaus und die Dankbarkeit ihres Volkes errungen habe, vgl. *St. James's Chronicle or the British Evening Post* (London, England), Thursday, September 12, 1799; Issue 6512.

Porters (1777–1842) *Storming of Seringapatam* und Henry Singletons *The Last Effort and Fall of Tippoo Suldaun* analysiert werden.<sup>61</sup>

Porter schuf ein gewaltiges Panorama, das auf einer Leinwand von 2.550 Quadratfuß einige hundert Akteure der Schlacht in Lebensgröße zeigte.<sup>62</sup> Das Bild suggerierte dem Betrachter die Teilnahme an der Schlacht. Es zeigt die britischen Truppen samt ihrer Verbündeten, die über Brücken und Mauern auf die Stadt vorrücken.<sup>63</sup> In der Wucht des Angriffs prallen die Gegner aufeinander, Tote säumen das Schlachtfeld, Rauchschwaden des Kanonenfeuers quellen über *Seringapatam* hinauf und Massen der Angreifer drängen nach.

---

<sup>61</sup> Folgende Aussagen stammen aus Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43): Robert Ker Porter, *Storming Seringapatam*. Left hand portion. London 1803. P. 338; Robert Ker Porter, *Storming Seringapatam*. Centre portion. London 1803. P. 339; Robert Ker Porter: *Storming Seringapatam*, 31.07.2013. Right hand portion. London 1803. P. 341; Henry Singleton, *The assault and taking of Seringapatam*. London 1800. P. 342; Folgende Aussagen stammen aus der Datenbank des British Museum, [http://www.britishmuseum.org/research/search\\_the\\_collection\\_database.aspx](http://www.britishmuseum.org/research/search_the_collection_database.aspx): Isaac Robert Cruikshank, *Storming of the Seringapatam*, 31.07.2013. London 1812; Isaac Robert Cruikshank, *Storming of the Seringapatam*, London 1812; Folgende Aussagen stammen aus Buddle, *Tiger* (wie Anm. 22). Unkown Artist, descriptive sketch of the three prints of storming Seringapatam. Cat. 85; Alaxander Allan, *The Assault on Seringapatam*. 1799. Cat 87; J.M.W. Turner, *The Siege of Seringapatam*. 1800. Cat. 102; Sir Robert Ker Porter, *The Storming of Seringapatam*, 1800. Cat. 86.

<sup>62</sup> Robert Ker Porter, *Descriptive sketch of the Storming of Seringapatam*, as exhibited in the great historical picture painted by Edinburgh 1800.

<sup>63</sup> Die vorliegende Analyse stützt sich auf ein Abbild der Gravur in drei Sektionen von J. Vendramini. Vgl. Robert Ker Porter, *The Storming of Seringapatam*. Left-hand portion of stipple engraving by J. Vaendramini published London. January 1803 after a painting by Robert Ker Porter. London c. 1801. 23 in x 35 in (58,5 cm x 88,8 cm) India Office Library and Records. London. Ders., *The Storming of Seringapatam*. Centre Portion of stipple engraving by J. Vendramini published in London. January 1802 after a painting by Robert Ker Porter. London c.1801. 23 in x 35 in (58,5 cm x 88,8 cm) India Office Library and Records. London. Ders., *The Storming of Seringapatam* Right-hand portion of stipple engraving by J. Vendramini published London, January 1803 after a painting by Robert Ker Porter. London c. 1801. 23 in x 35 in (58,5 cm x 88,8 cm) India Office Library and Records. London. Vgl. Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43). S. 518.



*Robert Ker Porter, Storming Seringapatam, in: Hermione De Almeida, Indian Renaissance, British romantic art and the prospect of India, Burlington 2005, S. 160.*

Das Bild wurde vom 26. April 1800 im *Lyceum Theatre* in London ausgestellt, und gegen einen Schilling Eintritt konnten die Londoner sich die Visualisierung des bekannten britischen Siegs auf indischem Boden ansehen. Porters Bild wurde ein Jahr nach dem Ende des *Anglo-Maisur Krieges* ausgestellt, was angesichts der Größe des Bildes als schnell zu betrachten ist.<sup>64</sup> Das Interesse der Öffentlichkeit wurde jedoch nicht nur durch ein gefälliges und aktuelles Thema geweckt, sondern auch durch intensive Zeitungswerbung.<sup>65</sup> Der Gewinn des Unternehmens kam in erster Linie von den Gravuren, die der Künstler in zwei weiteren Versionen fertigen ließ.<sup>66</sup>

Porters Versuch, das Bild an die EIC zu verkaufen, scheiterte und kurze Zeit später fiel es einem Feuer zum Opfer. Nichtsdestotrotz erzielte

<sup>64</sup> Vgl. Janaki Nair, Tipu Sultan, History Painting and the Battle for ‚Perspective‘, in: *Studies in History* 22 (2006), 1, S. 128f.

<sup>65</sup> *Storming Seringapatam. This and every day, from Nine o’Clock till Dusk, is opened to the Public, at the exhibition-room, in the lyceum, strand, [...] The Public are respectfully informed, that this painting is designed from the most authentic and correct Information, relative to the Scenery and Place, the Costume of the Soldiery, and the various circumstances of the Attack.* Morning Post and Gazetteer (London, England), Thursday, April 17, 1800; Issue 9860.

<sup>66</sup> Vgl. Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 162.

Porter mit seiner Bildunternehmung hohe finanzielle Gewinne und gewann durch einen Ritterschlag auch erheblich an Renommee hinzu.<sup>67</sup> Symbolische Wertschätzung erhielt Porters Bild ferner durch die Anerkennung einiger Akteure, die in ihrer Eigenschaft etwa als hoher Repräsentant des Militärs die Ausstellung Porters besuchten: *The Storming of Seringapatam – we mean the very interesting view of it given in PORTER'S grand Picture at the Lyceum, has been again honoured with a morning visit from the Hero of the actual scene, General Harris.*<sup>68</sup>

Die drastische Darstellung des Angriffs wurde häufig kritisiert. So bezeichnete Goethe die Fertigung eines Bildes auf der Basis von Zeitungsartikeln als künstlerisch unbedarft und grauenvolle mimetische Reflexion, die allenfalls diejenigen erfreut haben könne, die an der Plünderung der Schätze des Sultans beteiligt waren.<sup>69</sup> Derart harsche Kritik überrascht nicht, wenn man in Betracht zieht, dass Porters Bild die erste Darstellung ist, die britische Truppen in kriegerischen Handlungen auf dem indischen Kontinent zeigt.<sup>70</sup> Somit wandte sich Porters Bild gegen die gängige Darstellung der Kolonialmacht in der englischen Öffentlichkeit und steht im Kontrast zu den *Hostage paintings*, die die paternalistischen Tendenzen des Britischen Empire betonten.<sup>71</sup>

Henry Singletons *The last Effort and Fall of Tippoo Sultaun* zeigt eine imaginierte Kampfszene, die im Inneren des Palastes situiert ist.<sup>72</sup>

---

<sup>67</sup> Ebd., S. 161f.

<sup>68</sup> Morning Post and Gazetteer (London, England), Monday, August 11, 1800; Issue 9960.

<sup>69</sup> Johann Wolfgang Goethe, *Ästhetische Schriften, 1816–1820, Über Kunst und Altertum I-II*, in: Hendrik Birus (Hrsg.), *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Bd. 20, Frankfurt/M. 1999, S. 240.

<sup>70</sup> Vgl. Almeinda, *Renaissance* (wie Anm. 51), S. 161f.

<sup>71</sup> Nair, *Tipu* (wie Anm. 64), S. 121.

<sup>72</sup> Henry Singleton, *The assault and taking of Seringapatam*. London c. 1800. 40 in x 50 in (102 cm x 128 cm) Allentown Art Museum. Pennsylvania. Ders., *The Last Effort and Fall of Tippoo Sultaun*. Stipple Engraving by N. Schiavonetti published in London. 15. August 1802 after a painting Dingleton. London c. 1800. 18,25 in x 25,5 in (46,3 cm x 64,8 cm) India Office Library and Records. London. Vgl. Archer, *Portraiture*, S. 519.

Mittig abgebildet ist Tipu Sultan, in ein weißes Gewand gehüllt, ohne Turban und mit einem spitzen Oberlippenbart. Der verletzte Sultan hält in seiner rechten Hand einen Säbel zum Hieb ausholend. Hinter Tipu Sultan sind auf der linken Hälfte des Bildes einige seiner Kämpfer dargestellt, die ohne geordnete Kampfposition auf die britischen Gegner zustürmen. Auf der rechten Seite des Bildes marschieren britische Rotröcke in Formation der ungeordneten Flanke den Truppen *Maisurs* entgegen. Ein Offizier dieser Gruppe ist bereits bis zu Tipu Sultan vorgedrungen und packt ihn am Arm. Vor dem Hintergrund eines Schlachtengetümmels ist die gesamte Bildszene von Rauch verhangen dargestellt. Das militärische Ungleichgewicht ist im Bild unübersehbar. Der britische Offizier, der nach Tipu Sultan fasst, evokiert das Narrativ eines gefassten Verbrechers, der seiner Strafe übergeben wird. Gleichwohl zeigt das Bild einen Sultan, der an der Seite seiner Truppen kämpft, auch nachdem er verletzt wurde.

Die beiden Schlachtenszenen lassen sich treffend als Ereignisbilder beschreiben, da sie um *Lebensnähe* bemüht sind und die Topographie und Schlachtenordnung wiedergeben.<sup>73</sup> Der Mythos der Entscheidungsschlacht verdichtet ein historisches Ereignis von großer Tragweite auf eine einzige Schlacht, ohne dabei die komplexen Strukturen wie die des Nachschubs oder einer gelungenen Vorausplanung zu beachten.<sup>74</sup> Doch diese Dramatik der historischen Verdichtung erklärt das große Interesse der britischen Öffentlichkeit an dem Bild. Die nötigen Erfolge im Krieg gegen das revolutionäre Frankreich blieben an der Wende zum 19. Jahrhundert aus.<sup>75</sup> Singletons und Porters Visualisierungen waren eine Bestätigung der nationalen Stärke, die in einer schwierigen kriegerischen Lage für eine Verbesserung der nationalen Stimmung sorgen konnten. Somit sind sie eine Form der Protopropaganda, die in dem Kontext zu betrachten ist, dass die britischen Truppen allein, nach einem Austritt Preußens und Österreichs aus der Koalition, gegen die französischen

---

<sup>73</sup> Vgl. Schneider, *Historienmalerei* (wie Anm. 7), S. 59.

<sup>74</sup> Förster, *Kampf* (wie Anm. 22), S.115f.

<sup>75</sup> Ebd., S. 120.

Truppen auf dem europäischen Kontinent kämpften.<sup>76</sup> Unklar ist jedoch, ob die Bilder von der Politik vorgegeben wurden oder ob die Künstler sich schlicht den Gegebenheiten des Marktes anpassten.

*Tipus Tod*

Der Tod Tipu Sultans ist das Thema von sechs Aussagen des analysierten Diskurses.<sup>77</sup> Auch wenn sich viele der Aussagen mit demselben Thema befassen, ist die Visualisierung disparat ausgefallen, so dass es keineswegs zu einer kanonisierten Interpretation der Todesumstände kam.<sup>78</sup>

Eines der bekanntesten Bilder zum Tode Tipu Sultans wurde von David Wilkie (1785–1841) geschaffen. Er erhielt von der Witwe General David Bairds den Auftrag, ein Bild zu zeichnen, welches Baird bei

---

<sup>76</sup> Vgl. Robert Harvey, *The war of wars. The epic struggle between Britain and France, 1789–1815*, London 2007.

<sup>77</sup> Folgende Aussagen stammen aus Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43); Robert Ker Porter, *The Finding of the Body of Tippoo Suldaun*, 1800. P. 340; Henry Singleton, *The body of Tippoo Suldaun recognized by his family*, 1801. P. 345; Henry Singleton, *The last effort and fall of Tippoo Suldaun*, 1802, P. 344; Sir David Wilkie, *General Sir David Baird discovering the Body of Sultan Tippoo Sahib*, 1838, P. 346; Folgende Aussagen stammen aus der Datenbank des British Museum, J Stratford, *The death of Tippoo Saib at the taking of Seringapatam London 1802*; James Daniell, *The finding the body of Tippoo Suldaun London 1800*; Henry Singleton, *The Last effort and Fall of Tippoo Suldaun, The surrender of two Sons London 1802*; Folgende Aussagen stammen aus Buddle, *Tiger* (wie Anm. 22); Sir David Wilkie, *General Sir David Baird discovering the Body of Sultan Tippoo Sahib after Having captured Seringapatam on the 4<sup>th</sup> of May 1799*, 1839, Cat. 127; Sir David Wilkie, *Five Studies for Sir David Baird Discovering the Body of Tippoo Saib*, 1834, Cat. 113; John Absolon, *The Finding of the body of Tipu Suldan at Seringapatam*, 1799, Cat. 94; Sir David Wilkie, *General Sir David Baird discovering the Body of Sultan Tippoo Sahib after Having captured Seringapatam on the 4<sup>th</sup> of May 1799*, 1839, Cat.127; Arthur William Devis, *Major General Baird and Col. The Hon. Arthur Wellesley Discovering the Body of Tippoo Suldaun at Seringapatam on 4<sup>th</sup> May 1799*, Cat. 96; Sir David Wilkie, *Study for Sir David Baird discovering the body of Tippoo Sahib*, Cat. 93; John Burnet, *Sir David Baird discovering the Body of Sultan Tippoo Sahib*, P. 96.

<sup>78</sup> Drei Bilder lassen sich bei Archer nachweisen, vgl. Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43), S. 518f, drei weitere in der Datenbank des British Museum <http://www.britishmuseum.org/collection>, 31.07.2013.

der Entdeckung Tipu Sultans zeigt.<sup>79</sup> In Wilkies Bild *Sir David Baird (1757–1829) discovering the Body of Tipoo Sultan (1744–99) after the Capture of Seringapatam, 4 May 1799* steht ein hell erleuchteter und übergroßer General Baird im Bildmittelpunkt. Unter ihm liegt Tipu Sultan in einem Torbogen sterbend vor einer Stufe. Der General trägt seine volle militärische Montur: den Bärenfellhelm, seine Waffen, seine Auszeichnungen und schwarze glänzende Ledertiefel. Hinter General Baird drängen sich britische Truppen und indische Sepoys. Diesen gibt Baird mit seiner linken Hand ein Zeichen.<sup>80</sup> In seiner rechten Hand trägt Baird einen Krummsäbel, mit dem er nach vorne auf den Leichnam Tipu Sultans deutet. Dieser liegt auf dem blanken Steinboden im dunklen Bildvordergrund. Der entblößte Oberkörper des Sultans wird von seiner indischen Dienerschaft gestützt. Der Tote liegt ohne seinen Turban vor dem Gitter eines Kerkers. Seine Waffen liegen vor ihm auf dem Boden.

Als zentrale Aussage des Bildes lässt sich eine Dichotomie zwischen Indien und Großbritannien feststellen. Das erleuchtete und erhobene Großbritannien, hier durch General Baird personifiziert, siegt über das am Boden liegende Indien, das durch Tipu Sultan repräsentiert wird. Auf diese Weise wird die Superiorität der Kolonialmacht England über Indien symbolisiert. Der im Bild Wilkies übergroß gezeichnete Baird und der weit unter ihm liegende Tipu Sultan, der schwach und nackt am Boden liegt, erlaubt dem Betrachter die Assoziation eines Großwildjägers, der soeben seine Beute erlegt hat.<sup>81</sup> Wilkie nahm sich zur Aufgabe, General David Baird zu idealisieren. Baird, der viele Jahre zuvor ein Gefangener Tipu Sultans war, sollte nun die Erniedri-

---

<sup>79</sup> David Wilkie, „General Sir David Baird Discovering the Body of the Sultaun Tipoo Saib“, vgl. Archer, *Portraiture* (wie Anm. 43), S. 519. [http://www.britishmuseum.org/research/search\\_the\\_collection\\_database/search\\_object\\_details.aspx?objectId=744036&partid=1&searchText=baird+wilkie&fromADBC=ad&toADBC=ad&numpages=10&orig=%2fresearch%2fsearch\\_the\\_collection\\_database.aspx&currentPage=1](http://www.britishmuseum.org/research/search_the_collection_database/search_object_details.aspx?objectId=744036&partid=1&searchText=baird+wilkie&fromADBC=ad&toADBC=ad&numpages=10&orig=%2fresearch%2fsearch_the_collection_database.aspx&currentPage=1), 31.07.2013.

<sup>80</sup> Vgl. Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 165.

<sup>81</sup> Ebd.

gungen, die er einst als Gefangener erfahren hatte, zumindest visuell revidieren können.<sup>82</sup>

Sind die meisten untersuchten Aussagen des diskursiven Archivs durch eine hohe Dichte charakterisiert, so ist das Bild Henry Singletons *The Body of Tippoo Sultaun Recognised by his Family* als eine Grenzaussage des Diskurses zu bezeichnen.<sup>83</sup> Das Bild sperrt sich gegen die Einordnung in ein vorgegebenes Raster, das eine Binarität der *kolonialen Welt* manifestiert. Bisherige Interpretationen zu Singletons Darstellung stellen häufig fest, dass es sehr fantasiereich sei und eine hohe Emotionalität sowie zahlreiche sexuelle Konnotationen aufweise.<sup>84</sup>



Henry Singleton, *The Body of Tippoo Sultaun recognized by his family*, in: Hermione De Almeida, *Indian Renaissance, British romantic art and the prospect of India*, Burlington 2005, S. 164.

<sup>82</sup> Vgl. Nair, Tipu (wie Anm. 64), S. 127.

<sup>83</sup> Es handelt sich bei Singletons Bild somit nicht um den stabilen Kern der Diskursanalyse, sondern um eine Grenze des Sagbaren. Vgl. Sarasin, *Subjekte* (wie Anm.10), S. 144.

<sup>84</sup> Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 164; Nair, Tipu (wie Anm. 64), S. 131.

Das Bild ist im Palast im Inneren des Harems situiert. Der Hintergrund zeigt große korinthische Säulen und Vorhänge, die von der Decke hängen. Die rechte Sichtachse gibt den Blick nach außen frei, wo in der Halbferne vier Wachmänner mit ihren Speeren und in der Ferne ein Kuppelgebäude zu sehen sind. Im Zentrum des Bildes liegt Tipu Sultans Körper auf einem Diwan. Der Sultan ist in weite Gewänder gehüllt, an seinem Hals hängen einige Ketten, der Kopf liegt reglos mit geschlossenen Augen zurück, der Turban ist abgenommen, der linke Arm hängt leblos herab und der gekräuselte Bart ist als ein Kennzeichen des Sultans zu sehen. Um den Körper des Sultans sind zahlreiche Frauen positioniert, die seinen Tod beklagen: Eine küsst seine Hand mit niedergebeugtem Haupt; eine andere hält mit ihrer linken Hand den Kopf und eine weitere Frau kniet und küsst wiederum Tipus Füße. Die Kleidung der Frauen entspricht nicht der traditionellen Kleidung Südindiens, sondern ist an den französischen Stil der Zeit angelehnt.<sup>85</sup> Zwei aufgeregte Jungen, die vermutlich die Söhne Tipu Sultans darstellen sollen, sind in der rechten Bildhälfte zu sehen. Sie werden durch einen *vakil* von der Leiche weggezogen. Sowohl Kleidung als auch Arrangement verweisen auf den fiktiven Charakter des Bildes. Bemerkenswert sind jedoch zunächst die zahlreichen ikonographischen Elemente, die in dem Bild Verwendung finden. Wie auch Wests *Death of General Wolfe* ist Singletons Bild eine klare Bezugnahme auf die *pietà*, welche in der christlichen Ikonographie die Beweinung Christi nach der Kreuzabnahme darstellt.<sup>86</sup>

Da die Darstellungsform in der traditionellen Liturgie Jesus zugestanden wird und nicht britischen Gegnern, ist sie zunächst als außergewöhnlich zu werten. Das Bild könnte also als eine persuasive Kommunikation gewertet werden, die den südindischen Sultan als einen Helden stilisiert, wie er bspw. in den *exhibition pieces* Benjamin Wests stilisiert wurde. Wie lässt sich diese Diskontinuität vor

---

<sup>85</sup> Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 164.

<sup>86</sup> Poeschel, *Beweinung* (wie Anm. 15), S. 184.

dem kolonialen Bedeutungshorizont erklären? Anknüpfend an die Ideen Edward Saids lässt sich feststellen, dass die Darstellung Tipu Sultans in einer Form, wie sie sonst Helden und Heiligen gebührt, in einem geistigen Klima des 18. Jahrhunderts entstand, in dem z.B. Herders *Ideen zur Philosophie der Menschheit* einen neuen Deutungshorizont schufen. In diesem wurde allen Kulturen ein ureigener schöpferischer Geist zugestanden, welcher nur durch Empathie zugänglich sei.<sup>87</sup> Said stellt hierzu weiter fest:

*Im Sinne des von Herder und anderen propagierten historischen Pluralismus und Populismus konnte ein Mensch des 18. Jahrhunderts die zwischen dem Westen und dem Islam errichteten Denkbarrieren einreißen und Elemente einer heimlichen Verwandtschaft zwischen sich und dem Orient entdecken.*<sup>88</sup>

Weiterhin lässt sich Singletons Darstellung durch die subversiven Strategien innerhalb der Kunst erklären, die die etablierten Akteure in Frage stellen sollten.<sup>89</sup> Diese Strategie wurde durch einen Künstler wie Singleton am besten durch die Kreation eines neuen Sujets betrieben, das einen Kontrast zu den bereits vorhandenen schuf. Der Stil des Bildes geht also in dem Dualismus des künstlerischen Habitus auf, welcher die Determination durch die gesellschaftlichen Einflüsse wie dem von Said beschriebenen historischen Pluralismus und eine durch den Künstler gewählte Strategie beinhaltet.

#### *Die visuelle Legitimation der Herrschaftsgewalt bei Tipu Sultan*

Zwanzig Jahre nachdem Haidar Ali die im südindischen Maisur herrschende *Wodeyar-Dynastie* vom Thron gestoßen hatte, kam Tipu Sultan an die Macht. Als muslimischer Herrscher in einem überwiegend hinduistischen Gebiet wurde der Emporkömmling Tipu Sul-

---

<sup>87</sup> Said, *Orientalismus* (wie Anm. 58), S. 142f.

<sup>88</sup> Ebd., S. 143.

<sup>89</sup> Vgl. Pierre Bourdieu, *Soziologische Fragen*, Frankfurt/M. 1993, S. 109.

tan nicht von allen Parteien als legitimer Herrscher anerkannt.<sup>90</sup> Um Souveränität zu erlangen, musste ein indischer Herrscher mehrere Kriterien erfüllen:

1. Er musste sich als Beschützer seines Volkes vor inneren Unruhen und äußerer Bedrohung erweisen. 2. ein fähiger Heerführer sein, der es zugleich verstand, höfische Etiquette zu wahren, 3. im besten Fall der Erbfolge der älteste Sohn des regierenden Herrschers sein und 4. Inhaber eines *farman* oder *sanad* eines übergeordneten Herrschers sein, der die Herrschaft legitimiert.<sup>91</sup>

Tipu Sultan machte sich die Ausführung dieser Kriterien zum Ziel. Die ersten beiden Punkte wurden mit Ausnahme der höfischen Etikette bereits unter II. ausführlich erläutert, so dass festgestellt werden kann, dass Tipu Sultan bis 1792 als erfolgreicher Heerführer galt.

In der hinduistischen Theorie des Königtums wurde die militärische Macht des Königs im Konzept des *danda* ausgedrückt, dem eine spezielle Kraft zugesprochen wurde, welche zu einem Distinktionsgewinn gegenüber anderen Positionen beitrug.<sup>92</sup> Die höfische Etikette wird im Folgenden besonders unter ihren visuellen Aspekten behandelt werden. Zum dritten Punkt ist zu vermerken, dass der Vater Tipus, Haidar Ali, zwar das Königreich Maisur anführte, doch dass er lediglich den Titel des *dalavayi*, des Kommandeurs einer südindischen Armee trug. Tipu Sultan war somit ein Usurpator. Er hatte den rechtmäßigen Herrscher, *Raja of Mysore*, vom Thron verstoßen. Tipu versuchte 1783 die *sanad* durch seinen Abgesandten in Delhi zu bekommen, doch dieses Vorhaben verlief ohne Erfolg.<sup>93</sup> Zwar war

---

<sup>90</sup> Vgl. Kate Brittlebank, *Tipu Sultan's Search for Legitimacy. Islam and Kingship in a Hindu Domain*, Oxford u.a. 1997, S. 5.

<sup>91</sup> Vgl. Mann, *Geschichte* (wie Anm. 24), S. 42.

<sup>92</sup> Vgl. Brittlebank, *Legitimacy* (wie Anm. 89), S. 85f. Brittlebank schreibt zur Definition des Terminus *danda*: *danda in Hindu theory the 'rod of force', royal power, the ruler's right to punish* Vgl. Ebd., S. XV.

<sup>93</sup> Vgl. Lewis, *Nabobs* (wie Anm. 24), S. 98; Hasan: *Tipu* (wie Anm. 26), S. 128f. Die *sanad* war ein royales Dekret, welches die Erlaubnis für die Haltung von Land gab,

das Königreich Maisur administrativ und militärisch längst unabhängig, jedoch führte der im 18. Jahrhundert entstehende *Mogul-Mythos*, der das Reich des Mogul als Ursprung der legitimen Herrschaft sah, dazu, dass Tipus Herrschaft ohne die Anerkennung des Moguln als illegitim galt.<sup>94</sup>

Um trotzdem die Anerkennung seiner Herrschaft durch einen über ihm stehenden Herrscher zu bekommen, entsandte Tipu Sultan 1785 Botschafter zum osmanischen Sultan Abdul Hamid I., der ihm die Bestätigung seiner Herrschaft zusicherte.<sup>95</sup> Mit der offiziellen Legitimierung seiner Herrschaft verband sich das Recht auf die *sikka*, die Prägung von Münzen, deren Stil elementar für die Anerkennung der Herrschaft eines Sultans war.<sup>96</sup> Wichtige Elemente der Herrschaftsrepräsentation mussten auf Münzen geprägt sein, um die Stabilität der Herrschaft zu sichern: der Titel und die Ehren des amtierenden Machthabers, Motive, die mit der Dynastie oder dem Königtum in Verbindung standen, Namen von signifikanten Vorfahren oder dem amtierenden König, Bilder von schützenden Gottheiten und Ausrufe zum Schutz des Königs.<sup>97</sup>

Traditionell gehörte zur Prägung der eigenen Münzen die Verlesung des Freitagsgebets, des *khutba*, welches als ein formelhafter Ausdruck der politischen Autorität über die muslimische Gemeinde galt.<sup>98</sup> In einem Land, in dem der überwiegende Teil der Bevölkerung hinduistischen Glaubens war, war es Tipu Sultans Strategie, unter den Prämissen eines *padshah* alle Glaubensgemeinschaften in seinem Land zu respektieren und zu fördern.<sup>99</sup>

---

vgl. Brittlebank, *Legitimacy*. S. XVII.

<sup>94</sup> Vgl. Mann, *Geschichte* (wie Anm. 24), S. 33.

<sup>95</sup> Brittlebank, *Legitimacy* (wie Anm. 89), S. 69f.

<sup>96</sup> „*sikka coinage; a die for coining*,“ vgl. Ebd., S. XVII.

<sup>97</sup> Ebd., S. 65f.

<sup>98</sup> Brittlebank, *Legitimacy* (wie Anm. 89), S. 72.

<sup>99</sup> *Padsha*: Herrscher; in Indien auf den Groß-Mogul bezogen, vgl. Lewis, *Nabobs* (wie Anm. 24) S. 181.

Zur weiteren Legitimierung seiner Herrschaft schuf Tipu Sultan eine Herrschaftssymbolik, die traditionelle Symbole benutzte, aber auch neue Stile schuf. Somit lässt sich festhalten, dass die Visualisierung der Herrschaftssymbolik Tipu Sultans durch eigene Kriterien determiniert war. Sie folgte im Wesentlichen den Kriterien, die für die Legitimation einer indischen Herrschaft galten.<sup>100</sup> Diese sahen nicht Heldenvisualisierungen vor, wie sie im europäischen Raum Verwendung fanden, sondern verfolgten eigene Strategien, die im Folgenden genauer erläutert werden.

### *Tipus Tiger*

Die Adaption des Tigermotivs lässt sich in der Umgebung Tipu Sultans in einer vielschichtigen Form nachweisen. Als Embleme verwendete er Tigermotive für sein Wappen, seine Waffen und seine Münzen.<sup>101</sup> Bei der Bildung des diskursiven Archivs wurde eine Auswahl von sieben Aussagen getroffen, die sich mit dem Sujet *Tipus Tiger* befassen: Tipus kalligraphisches Design, sein Tigerthron und eine Tigerkulptur illustrieren seinen Herrschaftsanspruch in komplexer Weise.<sup>102</sup> Der folgende Abschnitt soll klären, welche Gründe zur Wahl des Tigermotivs führten, und den Kulturtransfer des Motivs in die europäische Welt beschreiben, welcher sich beispielhaft an einer Tigerkulptur nachvollziehen lässt.

---

<sup>100</sup> Kate, Brittlebank, *The White Raja of Srirangapattana: Was Arthur Wellesley Tipu Sultan's True Successor?*, in: *South Asia: Journal of South Asian Studies* 26 (2003), 1, S. 23–35, hier S. 26.

<sup>101</sup> Brittlebank, *Legitimacy* (wie Anm. 89), S. 140–143.

<sup>102</sup> *Tiger and the thistle* Thomas Marriott, *Front View of the Throne of the late Tippoo Sulatun in the Mahaul (Palace) of Seringapatam, 1799*. Cat. 10; *Unknown Indain Artist, Tiger Head Finial, from Tipu Sultan's Throne Regalia, 1782–90*. Cat. 9; *Unknown Indian Artist, Tiger motive on Tipu Sulatun's Sword. Late 18<sup>th</sup> century*. Cat. 55; *Unknown Indian Artist, Tipu Sultan Ruler of Mysore. 1750–1799. 1792*. Cat. 8; *Tippoo's Tiger* cat. 134 <http://www.vam.ac.uk/content/articles/t/tippoos-tiger/> British Museum Found/Acquired Srirangapatna: *Sabre. 18<sup>th</sup> century. Sultan Tipu, 31.07.2013*.

Auch in kalligraphischen Designs, die mit dem königlichen Siegel aus dem europäischen Bereich vergleichbar sind, verwendete Tipu Sultan den Tigerkopf als sein Zeichen. Das eine zeigte eine Rahmung, in der Tipu Sultans Name stand. In der Mitte dieser Rahmung standen die Worte ‚*asad allah ul-ghālib*‘, was frei übersetzt „der siegreiche Löwe Gottes“ lautet.<sup>103</sup>

Die beständige Verwendung des Tigermotivs ist auf mehrere Ursachen zurückzuführen: Im indischen Kulturkreis wurde der Tiger mit dem Königtum assoziiert. Zudem wurden Tiger in vielen Teilen Indiens verehrt. Auch die ottomanischen Herrscher benutzten Tigersymbole, um die Würde ihrer Herrschaft zum Ausdruck zu bringen. Im Herrschaftsgebiet Tipu Sultans war es darüber hinaus ein fester Brauch, dass alle Herrscherdynastien ihre eigenen Insignien hatten, die für die Manifestation der Souveränität von hoher Bedeutung waren. Wenn ein Herrscher von einem anderem besiegt wurde, adaptierte er das Zeichen seines Gegners. Für die Region Tipus ist die Verwendung des Tigersymbols durch Herrscher z.B. im 12. und 13. Jahrhundert nachgewiesen. Darüber hinaus hat der Name Haidar auch die Bedeutung Löwe, der im Indischen synonym mit dem Tiger gebraucht wurde. Die Bezeichnung *asad allah* konnte somit ebenso Tiger Gottes oder Löwe Gottes heißen.<sup>104</sup>

Das Tigerbanner sollte Tipu im Kampf spirituellen Schutz bieten.<sup>105</sup> Auch in der Repräsentation hatte das Tigerbanner eine besondere Bedeutung, wie bspw. Tipus Thron veranschaulicht. Der Thron war ein achteckiger Podest, dessen Streben den Beinen eines Tigers nachempfunden waren. Das Geländer des Throns war mit zahlreichen goldenen Tigerköpfen verziert. Über dem Gesamtkonstrukt war ein Baldachin, dessen Spitze ein Vogel zierte.<sup>106</sup> In der hinduistischen und persischen Folklore war dieser Vogel mit der Legende bedacht, dass er

---

<sup>103</sup> Brittlebank, *Legitimacy* (wie Anm. 89), S.140.

<sup>104</sup> Ebd., S. 144–146.

<sup>105</sup> Ebd., S. 140–145.

<sup>106</sup> Vgl. Buddle, *Tiger* (wie Anm. 22), S. 22–25.

einem Phoenix gleich aus dem Feuer entkommt. Den Herrscher eines neuen Reiches erwählt dieser Vogel der Legende nach, indem er ihm über den Kopf fliegt.<sup>107</sup> Der Thron vereinte die indischen Merkmale einer königlichen Herrschaft, indem er die prunkvolle Verzierung mit Tipus Motiv des Tigers kombinierte.

Ein Lieblingsexponat Tipu Sultans war der englischen Legende nach *Tippoo's Man-Tiger Organ*, das einen lebensgroßen Tiger aus Holz darstellt, der über einen am Boden liegenden Europäer in zeitgenössischer Kleidung herfällt. In den Körper der Skulptur ist eine Orgel eingebaut, die durch Drehen einer Kurbel aktiviert wird und so das Knurren des Tigers und die Schreie des Opfers wiedergeben soll.<sup>108</sup>



*Tipu's Tiger, Victoria & Albert Museum London, Museum Number: 2545(IS), South Asia, room 41, case 28B, Mechanical Organ, Mysore India, ca. 1793.*

<sup>107</sup> Vgl. Almeida, Renaissance (wie Anm. 49), S. 159f.

<sup>108</sup> [http://www.vam.ac.uk/collections/asia/object\\_stories/Tippoo%27s\\_tiger/index.html](http://www.vam.ac.uk/collections/asia/object_stories/Tippoo%27s_tiger/index.html), [Stand: 08.10.2010].

Die Skulptur war ein Gemeinschaftsprojekt von indischen Künstlern, französischen Spielzeugmechanikern und holländischen Orgelbauern. Als solches kann es als ein weiteres Beispiel für den Kulturtransfer zwischen europäischen Staaten und dem südindischen Königreich gewertet werden, der sich im Austausch von Militärtechnik manifestierte.<sup>109</sup> Das *Man-Tiger Organ* ist ein bedeutendes Beispiel für die Visualisierung des Sieges Tipu Sultans über die englischen Truppen. Der in der Holzskulptur dargestellte Tiger steht allegorisch für Tipu Sultan. Der am Boden liegende Mensch ist eine Personifizierung des britischen Staates, gegen den Maisur siegt.<sup>110</sup>

Nach dem Sieg der britischen Truppen im Mai 1799 wurde die Skulptur nach London verschifft, wo sie nach dem Wunsch von Arthur Wellesley im *Tower of London* hätte ausgestellt werden sollen. Stattdessen aber wurde sie im Foyer des *East India House* ausgestellt, in dem der Holztiger kostenfrei besichtigt werden konnte. Hier wurde er eingesetzt, um die Expansion der EIC im Westen und im Süden Indiens zu propagieren, so dass die Skulptur entgegen ihrer ursprünglichen Verwendungsweise nun nicht mehr imperiale Macht ausdrückte, sondern der *Company* als Objekt zur Veranschaulichung der Grausamkeit des ehemaligen Herrschers von Maisur diente. Das Objekt erfüllte zahlreiche Betrachter mit Begeisterung und wurde zu einem der zentralen Ausstellungsmodelle des Museums der EIC.<sup>111</sup>

---

<sup>109</sup> Vgl. Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 35–40; Veronica Murphy, *Mysore and Tipu Sultan*, in: John Guy; Deborah Swallow (Hrsg.), *Arts of India*, London 1990, S.184–188.

<sup>110</sup> Eine weitere bekannte Interpretation der Tigerskulptur bezieht sich auf den Sohn Sir Hector Munros. Der Sohn Munros wurde 1793 bei der Jagd von einem Tiger angefallen und kam zu Tode. Der Vater des jungen Munros war einer der Kommandeure während des zweiten Anglo-Maisur-Kriegs von 1780–82 und führte die englischen Truppen bei der Schlacht bei *Fort Anantapur* an, in deren Verlauf die siegreichen britischen Truppen keine Gefangenen nahmen. Vgl. Almeida, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 36f.

<sup>111</sup> Vgl. ebd., S. 35f.

*Die Wandbilder von Dariya Daulat*

Der Palast *Dariya Daulat* wurde kurz nach dem zweiten Anglo-Maisur-Krieg und dem Unterzeichnen des Vertrags von Mangalore erbaut. Wie im westlichen Diskursraum war auch in Indien die Architektur immer ein Symbol der Herrschaft, so dass Tipus Sommerpalast die Legitimität seiner Herrschaft manifestieren sollte.<sup>112</sup> Im September 1780 wurde eine Armee der EIC von einer Übermacht gegnerischer Truppen unter Haidar Ali und Tipu Sultan eingekesselt.<sup>113</sup> Die 3.800 Mann unter Oberst Baillie wurden von der maisurischen Armee besiegt, die 80.000 bis 90.000 Mann stark war. Der Sieg bei Pollilur wurde später von Tipus Hofdichtern verklärt, aber auch im Palast visualisiert. Ebenso wie die englische Öffentlichkeit bildete die indische eine Symbolik der Macht aus, die zur Legitimation herrschaftlicher Gewalt genutzt wurde. Jedoch wurden die Bilder *Dariya Daulats* besonders von englischen Zeitgenossen als eine Negativfolie der eigenen Darstellung bewertet.<sup>114</sup> Im Folgenden wird hingegen auf die Symbolik der Macht vor den Hintergründen der indischen Entwicklungen eingegangen. Hierbei ist auch zu beachten, dass Tipu Sultan bis in die heutige Zeit eine hohe Aufmerksamkeit in der indischen Öffentlichkeit erhält und als Ikone des indischen Widerstandes zu Zeiten des Kolonialismus gilt.<sup>115</sup> Wie wurden Haidar Ali und Tipu Sultan nach der Schlacht von Pollilur verklärt? Waren die propagandistischen Mittel ähnliche wie die der englischen *exhibition pieces*?

---

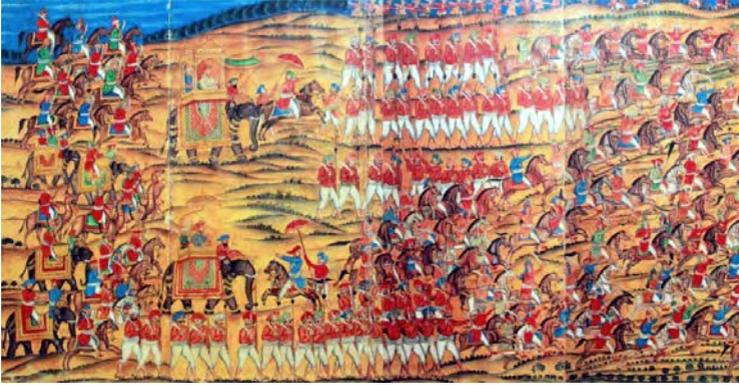
<sup>112</sup> Zwei Aussagen des Diskurses befassen sich mit den Siegen Tipu Sultans. Folgende Aussagen stammen aus Buddle, Tiger (wie Anm. 22): Unknown Indian Artist, the Battle of Pollilur, 1780, Cat. 133. Unknown Indian artist, the Battle of Pollilur, Detail showing Baillie, Baird and Fletcher surrounded by the British square. Cat. 133; Nair, Tipu (wie Anm. 65), S. 100.

<sup>113</sup> Buddle, Tiger (wie Anm. 22), S. 15.

<sup>114</sup> Nair, Mysore Modern (wie Anm. 21), S. 33–35.

<sup>115</sup> Tipu Sultan und seine Geschichte fand nicht nur Einzug in dem Film, sondern wurde auch in Comics und auf zahlreichen Webseiten verklärt und verehrt, vgl. Buddle, Tiger (wie Anm. 21), S. 68f.

Der Sieg der Armee Haidar Alis über die englischen Truppen in Pollilur wurde in einem riesigen Wandgemälde visualisiert, um Superiorität zu verbildlichen. Dieses gehört zu den auffälligsten Verzierungen des Palastes.



*Dariya Daulat, The battle of Pollilur, in: Janaki Nair, Mysore Modern, Rethinking the Region under Princely Rule, Hyderabad 2012, S. 33–35.*

Neben den kriegerischen Themen gibt es jedoch auch einige Bilder, die Szenen des Alltags zeigen.<sup>116</sup> Auch wenn die Wandgemälde aufgrund fehlender Signaturen, die in diesem Diskursraum nicht üblich waren, keinen Künstlern genau zugeordnet werden können, ist es wahrscheinlich, dass die Malschulen von Cuddapa, Arcot oder Hyderabad Tipu Sultan als aufstrebendem Herrscher der Region ihre Dienste angeboten haben. Ebenso ist zu vermuten, dass die Arbeiten an diesen Wandgemälden von örtlichen Künstlern durchgeführt wurden. Der Palast und die Wandbilder sollten eine Allegorie der Macht darstellen, in der die Repräsentation von Geschichte allenfalls einen untergeordneten Part spielte. In diesem Punkt sind die Bilder *Dariya Daulats* den europäischen *exhibition pieces* in ihrer Zielsetzung ähnlich. Die Repräsentationspraxis der Bilder funktionierte vor dem Hintergrund einer ausformulierten Grammatik der Macht des hin-

<sup>116</sup> Nair, Tipu (wie Anm. 65), S. 103–195.

duistischen Südindiens. Der berühmte Wendepunkt der Schlacht von Pollilur hat unter den Gemälden an der westlichen Wand von Tipu Sultans Sommerresidenz einen exponierten Platz.<sup>117</sup>

Das Bild gibt die Schlacht konzentriert wieder. Es zeigt den Zeitpunkt, in dem der Munitionskarren der englischen Truppen explodierte, wodurch die Ordnung der englischen Reihen zerstört wurde. Die Visualisierung lässt keine räumlichen Strukturen erkennen, da sie in einer zweidimensionalen Maltechnik gezeichnet wurde, wie es in den indischen Malschulen des Zeitraums üblich war. In der linken Bildhälfte sind Haidar Ali und Tipu Sultan auf Elefanten reitend abgebildet. Um die Erhabenheit des verstorbenen Vaters auszudrücken, wurde der Elefant Haidar Alis nicht nur höher im Bild angeordnet, sondern auch größer als der Tipu Sultans dargestellt. Die Semantik der Herrschaft der Mogulmalerei gab vor, dass sich der Rang der Untergebenen in ihrer Entfernung zum Herrscher ausdrückte.<sup>118</sup>

Die Führungsriege steht nicht dicht gedrängt unter den eigenen Soldaten, sondern sie hat im Außenteil der Schlachtanordnung einen gewissen Freiraum um sich. Die Armee des Königreich Maisurs marschiert auf die Mitte des Bildes zu, in der Colonel Baillie in einer Sänfte abgebildet ist, die von einem Rechteck von *Rotröcken* umgeben ist. In der oberen linken Hälfte dieses Truppenrechtecks ist der explodierende Munitionskarren abgebildet, der die weiteren umliegenden Truppen in Aufruhr versetzt.<sup>119</sup>

Es waren vor allem die kleineren Königtümer, die innovative Kunst förderten, um einen eigenen Stil gegenüber den Zentren zu kreieren.<sup>120</sup> Die Wandgemälde von *Dariya Daulat* sind ein Beispiel für

---

<sup>117</sup> Nair, Tipu (wie Anm. 64), S. 108f.

<sup>118</sup> Ebba Koch, *Mughal Art and Imperial Ideology. Collected Essays*, Oxford 2001, S. 133.

<sup>119</sup> Unknown Indian Artist: *The Battle of Pollilur*. Vgl. Buddle, Tiger (wie Anm. 22), S. 16.

<sup>120</sup> Vgl. George Michell, Mark Zebrowski, *Architecture and Art of the Deccan Sultanates*, Cambridge 1999, S. 218.

diese Entwicklung, die eine Abwanderung von künstlerischen Stilen in Einflussphären neuer Herrschaften zur Folge hatte. Das Schlachtenbild ist in vielen Belangen nach den Konventionen der *Deccan School* gestaltet, wie sie in *Ahmandnagar* und *Golconda* entwickelte wurde und die sich durch eine Fusion von hinduistischen und muslimischen Elementen auszeichnete.<sup>121</sup> Die Malschule gab Strategien vor, wie Hierarchien zu visualisieren waren. Haidar Ali und Tipu Sultan werden nur im Profil abgebildet. Diese Darstellungsform ist eine charakteristische Eigenart der *Deccani paintings*. Weiterhin wird innerhalb dieses Malstils die Superiorität und Nobilität der Herrscher z.B. durch die Größe ihrer Tiere ausgedrückt. Wenn Tipu Sultan auf einem Pferd abgebildet wurde, war sein Pferd meistens viermal größer als die Pferde der restlichen Kavallerie. Festsustellen ist weiterhin, dass in der Phase der späten Malerei der Mogulherrscher Repräsentationspraktiken verwendet wurden, die es sich zum Ziel setzten, eine Nobilitierung des dargestellten Sujets zu erreichen, ebenso wie es Benjamin Wests Bild für die englische Malerei beispielhaft vollzog.<sup>122</sup> Die Wandmalereien zeichnen sich somit durch eine Selektion von Inhalten und durch eine Verwendung bestimmter Kommunikationsformen aus.

### *Fazit*

*Quite simply, we usually decide who we are by reference to who and what we are not.*<sup>123</sup> Auch wenn Colleys Ausspruch schnell als plakativ gelten könnte, ist festzustellen, dass in den britischen visuellen Erzeugnissen zu den Anglo-Maisur-Kriegen zu einem nicht unbeachtlichen Teil durch eine Abgrenzung zum indischen Gegner ein gemeinsames Britannien imaginiert wird.

---

<sup>121</sup> Nair, Tipu (wie Anm. 64), S. 110–112.

<sup>122</sup> Vgl. Koch, Art (wie Anm. 117), S. 137.

<sup>123</sup> Vgl. Colley, Britishness (wie Anm. 5), S. 311.

Der Diskurs der persuasiven Kommunikation, der zu den Anglo-Mai-sur-Kriegen erfasst wurde, offenbarte eine komplexe Gestalt: Die Formationen des diskursiven Archivs, die sich mit den *Hostage Paintings* befassten, propagierten ein philanthropisches Empire. Dieses Empire wurde in den Bildern durch den General Cornwallis personifiziert. Um der scheinbaren britischen Überlegenheit im Bild Ausdruck zu verleihen, wurden die jungen Prinzen als Repräsentation eines in der Propaganda unterlegenen Erdteils abgebildet. Die Geiseln waren somit im Bild präsent und konnten ebenso auf dem Galadinner des Siegers wie in Druck und Ölbild vorgeführt werden. Im Gegensatz hierzu stand das kriegerische Empire, das mit den Bildern popularisiert wurde, die sich mit dem Sturm auf Seringapatam beschäftigten. Die Visualisierung dieses Sieges diente der Legitimation eines britischen Kolonialreiches im Osten und war für den Zusammenhalt und die Motivation des britischen Volkes während eines lang anhaltenden Kriegs gegen Frankreich wichtig. Bei den diskursiven Formationen, die den Tod Tipu Sultans darstellten, ergab sich ein disparates Bild. So wurde die englische Kolonialmacht in einigen Aussagen als klarer Sieger dargestellt, der über den am Boden liegenden Sultan obsiegte. Deutliche Friktionen ergeben sich in diesem Diskurs jedoch durch das Bild John Singleton Copleys, das den Gegner des britischen Empires in einer Position zeigt, die bisher nur einem britischen Helden zugestanden wurde. Für diese Abweichung gibt es zahlreiche Erklärungen: eine Opposition zur Südindienpolitik der EIC, eine geistige Annäherung oder Sympathie gegenüber Südindien oder eine Vermarktungsstrategie des Künstlers.

Die britischen Bilder zu Tipu Sultan schufen einen gemeinsamen imaginativen Raum, der Angehörigen der britischen Nation eine Vorstellung von ihrem Empire vermittelte, wenngleich diese nicht mit der Realität konvergierte. Die Darstellung eines gemeinsamen unterlegenen Feindes machte ein einiges Großbritannien aus Iren, Schotten, Walisern und Engländern zu einem guten Teil erst möglich. Zudem zeigt sich, dass nach der Niederlage in Nordamerika ein Wandel in der Ausrichtung des britischen Empires begann. So kam es, dass Ge-

neral Cornwallis, der im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg eine der wesentlichen Niederlagen hinnehmen musste, nun zum militärischen Helden wurde, der vom Londoner Bürgermeister einen festlichen Empfang erhielt. Indien konnte noch als neuer Herrschaftsraum weiter erobert werden. Bei dieser Erschließung spielten die visuellen Erzeugnisse in England eine nicht unwesentliche Rolle.<sup>124</sup>

Bei der Analyse der persuasiven Kommunikation des maisurischen Gebiets bleibt festzuhalten, dass die Visualisierung der Schlacht von Pollilur und die Tigersymbolik der Legitimation herrschaftlicher Gewalt dienen. Weiterhin ist zu konstatieren, dass bildende Kunst, die in einem Zusammenhang der persuasiven Kommunikation Verwendung findet, kontextuell die Bedeutung verschiebt: War das *Man-Tiger Organ* in Südindien ein Ausdruck südindischer Überlegenheit, wurde es in den Händen der englischen Besatzungsmacht in London zu einem Ausstellungsstück, das koloniale Andersartigkeit symbolisierte. Persuasive Kommunikation im Britischen Empire ließ sich somit nicht vereinheitlichen. Das Heldenbild war in diesen Konstellationen kein ewig fortwährendes, das einen langen Zeitraum überdauerte, sondern wurde immer wieder neu gestaltet. Während Tipu Sultan im heutigen London schließlich auf die Skulptur *Man-Tiger Organ* reduziert ist, die scheinbar nicht mehr als ein ‚schrulliges Andenken‘ eines blutigen Kolonialkrieges im *Vicotria and Albert Museum* darstellt, ist er im Indien des 21. Jahrhunderts ein gefeierter Held. Die Heldendarstellungen der Wandbilder *Dariya Daulat* haben längst eine moderne Fortsetzung im Bild, Comic oder Film gefunden.

---

<sup>124</sup> Vgl. Colley, *Britishness* (wie Anm. 5), S. 325; Brewer, *Histories* (wie Anm. 5) S. 11f.





## Rezensionen

*Jürgen Kloosterhuis, Lothar Lambacher (Bearb.), Kriegsgesicht in Köpenick! Anno 1730: Kronprinz - Katte - Königswort (Katalog zur Ausstellung „Kriegsgericht in Köpenick!“ des Geheimen Staatsarchivs PK und des Kunstgewerbemuseums der Staatlichen Museen zu Berlin im Schloss Köpenick vom 29.10.2011 bis zum 05.02.2012), Berlin 2011, 295 S., zahlreiche Abbildungen in schwarz-weiß und Farbe, 26,00 € [ISBN 978-3-923579-17-4].*

Die beiden vergangenen „Preußen-Jahre“ 2012 (300. Geburtstag Friedrichs II.) und 2013 (Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms I. vor 300 Jahren) sind in der historischen Zunft und in der interessierten Öffentlichkeit höchst unterschiedlich begangen worden. Während das erstgenannte eine kaum noch zu überblickende Anzahl von Forschungsliteratur, Populärliteratur und zahlreiche Ausstellungen hervor brachte,<sup>1</sup> war das vergangene Jahr in eher stillem Gedenken an den zweiten preußischen König verlaufen.<sup>2</sup> Vater und Sohn, so scheint es, zeigten nicht nur zu Lebzeiten charakterliche Unterschiede, sondern sie wurden auch nach ihrem Tod in sehr verschiedener Weise im historischen Gedächtnis der Deutschen verankert.

Da passte es gut, dass die entscheidende Episode aus dem Leben der beiden Hohenzollern, die dem Einen in der Rezeption des 19. Jahrhunderts den Platz auf dem Heldenthron zuwies (Friedrich II.)

---

<sup>1</sup> Man denke hier nur an die Ausstellung „Friederisiko!“ der Stiftung Preussische Schlösser und Gärten im Neuen Palais, die von April bis Oktober 2012 über 350.000 Besucher aus dem In- und Ausland nach Potsdam lockte sowie an die vielen kleineren Ausstellungen vor allem in den Berliner Staatlichen Museen und Institutionen wie der Staatsbibliothek: [www.friederisiko.de/Presseinfo\\_2012-10-29.html](http://www.friederisiko.de/Presseinfo_2012-10-29.html) [letzter Zugriff am 17.02.2014].

<sup>2</sup> So beschränkten sich die Auseinandersetzung mit Friedrich Wilhelm I. auf einige interessante Fachveranstaltungen und Vorträge, unter anderem im Schloss Königs Wusterhausen und im Jagdschloss Stern: [www.jagdschloss-stern.de/BroschuereFWI300130225.pdf](http://www.jagdschloss-stern.de/BroschuereFWI300130225.pdf) [letzter Zugriff am 17.02.2014].

und den Anderen zum sturen, frömmelnden Paragrafenreiter deklassierte (Friedrich Wilhelm I.), bereits im Jahr 2011 in einer sehr sehenswerten Ausstellung im Schloss Köpenick in Berlin näher beleuchtet wurde. Der Ort des „Kriegsgerichts“ 1730, das nach dem gescheiterten Fluchtversuch des Kronprinzen und seiner engsten Vertrauten über deren Schicksal entscheiden sollte, eignete sich für die Ausstellung zur Vorgeschichte, den rechtlichen Umständen, der personellen Verflechtung der beteiligten Richter, der Angeklagten und Gutachter sowie zu den Folgen dieses Verfahrens in besonderer Weise. Konzipiert und begleitet wurde diese Ausstellung vom Geheimen Preußischen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz und dem Kunstgewerbemuseum der Staatlichen Museen zu Berlin, zu dem das Schloss Köpenick als einer der zentralen Standorte gehört. Die beiden Bearbeiter und Verfasser des Katalogbandes, Jürgen Kloosterhuis und Lothar Lambacher, brachten für dieses Projekt langjährige Erfahrung und ein großes Interesse für die Materie mit.<sup>3</sup> Zudem schien die Ausstellung als Auftakt zum Friedrich-Jahr 2012 und dem sich anschließenden Thronjubiläums Friedrich Wilhelms I. sehr geeignet. Denn die Umstände, die schließlich zum Kriegsgericht in Köpenick 1730 geführt hatten, verweisen nicht nur auf das schwierige Verhältnis zwischen Monarch und Thronfolger, sie zeigen darüber hinaus, in welchem sozialen und kulturellen Umfeld, dem Militär, die Akteure sich bewegten und wie dieses Handlungsfeld gestaltet war.

Der Katalogband ist thematisch gegliedert: einer Einleitung in die historischen Hintergründe des Kriegsgerichts (S. 9), folgt der Katalogteil mit ausgewählten Abbildungen und den entsprechenden Erläuterungen (S. 24), im Anhang befinden sich Verzeichnisse der analysierten Küstriner Akten, der Abkürzungen im Text und von

---

<sup>3</sup> Besonders Jürgen Kloosterhuis, der als Direktor des Geheimen Preußischen Staatsarchivs die Küstriner Akten zum Fall des später hingerichteten Hans Hermann von Katte analysiert und interpretiert hat, bringt eine sehr umfangreiche Kenntnis der historischen Hintergründe aber auch der persönlichen Motivlagen der Beteiligten mit ein. Vgl. Jürgen Kloosterhuis, *Katte. Ordre und Kriegsartikel. Aktenanalytische und militärhistorische Aspekte einer „facheusen“ Geschichte*, Berlin 2006.

## *Kriegsgericht in Köpenick!*

ausgewählter Literatur zur Thematik (S. 233). Hervorzuheben ist die gelungene grafische und farbliche Darstellung des Katalogbandes, der das Wappen und die Hausfarben der Familie von Katte auf dem Umschlag trägt. In der Einleitung werden zuerst der politische Kontext (S. 11) und das Tableau der an dem Kriegsgerichtsprozess beteiligten Akteure und ihrer Familien vorgestellt. Die grafische Anordnung dieser Relationen weist dann dem Kriegsgerichtsprozess einen zentralen Aspekt als Verknüpfung zwischen dem Bereich der Familien- und der Außenpolitik zu. Somit zeigt die detaillierte Aufschlüsselung der an dem Verfahren beteiligten Parteien, ihrer Familien und deren kurze Biographien die dichten Netzwerke zwischen dem König, den Adelsfamilien, Militärangehörigen und Diplomaten. Dies stützt die These der Forschung, dass die preußische Adelspolitik zentral war für die preußische Politik, besonders aber in Bezug auf die Außenpolitik gegenüber den übrigen europäischen Fürstenhäusern<sup>4</sup> (S. 14).

Die Einordnung von Orten und Akteuren bildet den Startpunkt der Ausstellung – insbesondere Kartenmaterial zu den Residenzstädten, zum Schloss Köpenick oder zur Festung Küstrin illustrieren die Etappen des Prozesse gegen Friedrich und seinen Verbündeten, den Leutnant Hans Hermann von Katte (S. 24–29). Im Anschluss wird die Geschichte des vermeintlichen Fluchtversuchs anhand der Küstriner Akten dargestellt und beleuchtet – einer Chronologie der Ereignisse um die Flucht, deren Aufdeckung, den Kriegsgerichtsprozess und die Hinrichtung Hans Hermann von Kattes am 6. November 1730 (S. 32f.) folgt die Problematisierung der Küstriner Akten durch Jürgen Kloosterhuis. Er rekonstruiert die Trennung und *Wiederzusammenführung* des Aktenmaterials vom 18. bis in das 19. Jahrhundert. In Verknüpfung mit der detaillierten Auflistung der Akten im Anhang zeigt Kloosterhuis die unterschiedlichen Provenienzen des Materials aus dem Kabinett des Königs, der Untersuchungskommission oder

---

<sup>4</sup> Diesen Nachweis liefert am Beispiel der fürstlichen Regimentschefs Carmen Winkel, Im Netz des Königs. Netzwerke und Patronage in der preußischen Armee 1713–1786, Paderborn u.a. 2013.

dem Kriegsgericht auf (S. 234 f.). So schildert der Verfasser den Gang der Akten ins Archiv, deren Einordnung in das Brandenburgisch-Preußische Hausarchiv im Jahr 1850, die Auslagerung der Papiere zwischen 1943 und 1945 und den Weg in das Geheime Staatsarchiv, wo die Akten bis 2003 immer wieder neu formiert wurden (S. 36). Auch die im Laufe der Zeit publizierten Editionen hatten nie die kompletten Akten des Verfahrens zum Inhalt gehabt. Vielmehr waren die Editionen von Johann Friedrich Danneil 1861 und von Carl Hinrichs 1936 unvollständige oder blieben *hinter den formalen Standards vergleichbarer Editionen* (S. 37) zurück.

Das nachfolgende Kapitel widmet sich der problematischen Vater-Sohn-Beziehung und den damit eng verknüpften kulturellen und religiösen Bildungsvorstellungen, die auch eine Generationenfrage repräsentierten (S. 38–69). Hier werden anhand von Originalbriefen aus dem Geheimen Staatsarchiv die unterschiedlichen Lebensentwürfe der beiden preußischen Monarchen, aber auch die kulturellen Umstände der Zeit und die Beziehungen zwischen dem König und der Familie Katte näher beleuchtet. Als Offizier der preußischen Armee gehörte der Vater des jungen Leutnant von Katte, Generalleutnant Hans Heinrich von Katte, zu dem vom König besonders geschätzten Personen. Dennoch musste er sich der Entscheidung des Regenten beugen und die Todesstrafe für seinen Sohn akzeptieren, blieb aber in der Gunst des Monarchen, der ihn 1731 sogar mit dem Schwarzen Adlerorden auszeichnete (S. 58). Die Person des Hans Hermann von Katte wird in der Ausstellung auch mit Hilfe des Stammbuches, der persönlichen Büchersammlung oder anhand von Gemälden, die den Adligen beim Musizieren mit der Schwester (S. 69) oder auch im Kürass des Regiments Gens d'armes zeigen, vorgestellt (S. 63). Insgesamt zeichnen die Verfasser in der Präsentation der Ausstellungsstücke den Lebensweg eines jungen Adligen nach, *der sich zwischen Adelsattitüde und Regimentskultur, erlernter Frömmigkeit und angelesener Freigeisterei noch nicht zurecht gefunden hatte* (S. 65).

### *Kriegsgericht in Köpenick!*

Dem darauffolgenden Kapitel zur Innen- und Außenpolitik Preußens sind dann neben den Beziehungen zwischen den europäischen Fürsten Angaben zur Bedeutung des Adels für Brandenburg-Preußen zu entnehmen (S. 70–97). Die prachtvollen Aufschwörungstafeln des alteingesessenen Adels sowie die Präsentationsstücke (Uniformen, Zeichnungen) zur Bedeutung des Kürassierregiments Gens d'armes zeigen die enge Verflechtung von Adels- und Regimentskultur in Preußen (S. 94). Schließlich verknüpfen die Verfasser im folgenden Kapitel auch die familiären Zerwürfnisse innerhalb der Königsfamilie mit dem Einfluss der Literatur und Philosophie, besonders aus Frankreich, auf die Denkart des jungen Kronprinzen, seiner älteren Schwester und deren Entourage (S. 98–109). Die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine zum persönlichen Umgang innerhalb der Familie, zur Politik und insbesondere zu dem schwierigen Verhältnis mit dem Vater werden dann auch kritisch vor dem Bildungshintergrund der Zeit eher als literarische Ausdrucksform denn als authentischer Tatsachenbericht bewertet (S. 104). Auch das grundlegende Rechtsverständnis, und damit das Strafsystem im Allgemeinen und die Militärstrafen im Besonderen, unterlagen im 18. Jahrhundert einem fundamentalen Wandel: Strafen dienten unter dem Einfluss des Römischen Rechts nicht mehr länger der Wiederherstellung eines rechtlichen Zustandes, sondern wurden Teil der Erziehung des Menschen, insbesondere des Soldaten (S. 111 f.) Die wesentliche Bedeutung dieser verschiedenen kulturellen Einflüsse auf den Kronprinzen und das Zusammenspiel mit der nach pietistischem Denken erziehenden Rechtsprechung liegen schließlich in den Umständen, die zum Fluchtversuch des Kronprinzen 1730, zu dessen Scheitern und zur Anklage von Friedrich und seinen Mitwissern wegen *Hochverrats* führten. Der Argumentation von Jürgen Kloosterhuis folgend, hatte sich Friedrich *seine Grube* selbst gegraben und war für die Folgen seiner Tat nun voll verantwortlich.

Zentraler Teil der Ausstellung in Köpenick wie in dem Katalogband ist die Zusammensetzung des General-Kriegsgerichts und des daran anhängenden Inquisitions-Prozesses: aus militärhistorischer und

rechtsgeschichtlicher Perspektive handelt es sich bei dem Verfahren um ein gut dokumentiertes Gerichtsverfahren des Militärs, das Einblicke in die Rechtsprechung und das Rechtsverständnis des preußischen Militärs bietet. Das Kriegsgericht wurde von Assessoren aus fünf Dienstgrad-Klassen der Offiziere (Generalmajore, Oberste, Oberstleutnants, Majore, Kapitäne) mit jeweils drei Angehörigen unter dem Vorsitz des Präses Generalleutnant Achaz von der Schulenburg gebildet. Jede Klasse besaß eine Stimme beim Urteilsspruch. Diesem gingen jedoch ausführlich Vor-Verhöre und Untersuchungen voraus, die von dem höchsten Militärjuristen der preußischen Armee, dem General-Auditeur Christian Otto Mylius, geführt wurden (S. 146). Die Richterjury musste dann verschiedene gesetzliche Regelungen, vor allem für das Militär (Kriegsgerichtsordnung von 1712 und die Kriegsartikel von 1724), sowie verfahrensrechtliche Aspekte berücksichtigen, die verschiedenen Untersuchungsschritte dokumentieren und die ausführliche Begründung des Urteils an den militärischen Oberbefehlshaber, den König, senden (S. 160).

Das 10. Kapitel zeigt schließlich die Umstände und Folgen des Urteilsspruches, der von dem Köpenicker Kriegsgericht am 28.10.1730 besiegelt wurde. Die Richter mussten dabei den Vorwurf der Majestätsbeleidigung (*crimen laesae Majestatis*) und den Verdacht des Desertionskomplotts bewerten und erklärten sich als Kriegsgericht für die Person des Kronprinzen als Angehörigen der Königsfamilie und daher als *Persona Sacra* nicht zuständig (S. 172). Die ebenfalls angeklagten Offiziere von Keith, Spaen und Ingersleben wurden nach dem Kriegsrecht schuldig gesprochen, Keith sogar in Abwesenheit (*in effigie*) zum Galgen verurteilt. Hans Hermann von Katte wurde ebenfalls schuldig gesprochen und in Abwägung der Voten aber zu lebenslanger Haft verurteilt.

Die folgenden Reaktionen und Handlungsbögen sind bekannt: der König wies das Urteil brüsk zurück, sandte die Sentenz an das Kriegsgericht mit der Forderung, ein anderes Urteil zu fällen. Das Gericht blieb standhaft bei seiner Argumentation und änderte das

### *Kriegsgericht in Köpenick!*

Urteil nicht – der König hatte eigentlich ein Todesurteil erwartet und war dementsprechend erbost über das standhafte Beharren des Kriegsgerichts. Er schärfte das Urteil zum Todesurteil *damit die Gerechtigkeit nicht aus der Welt käme* (S. 183). Die Gründe für diese denkwürdige Verschärfung sind von Zeitgenossen und in der historischen Forschung viel diskutiert worden. Kloosterhuis und Lambacher plädieren nun mittels der Original-Dokumente für einen Perspektivenwechsel hin zur Position des Königs als Oberbefehlshaber des preußischen Heeres und Gesetzgeber für seine Lande. So bringt es Kloosterhuis in Bezug auf die militärische Anschuldigung des Desertionskomplotts auf den Punkt: *Bei allem Respekt vor gesundem Menschenverstand konnte Friedrich Wilhelm I. als König wie als Regimentschef nach dem Militärgesetz den Gardeleutnant von Katte dort nicht mit Haft durchkommen lassen, wo der Füsiliereffizier Keith ‚in effigie‘ am Galgen baumeln sollte.* (S. 182) Erschwerend kam für diesen Offizier der preußischen Armee dann auch noch der Tatbestand der Majestätsbeleidigung, durch die *Entführung* des zukünftigen Königs aus seinem eigenen Lande hinzu. Vor diesem Kontext war die Entscheidung des Königs keineswegs ein Willkürakt, um ein Exempel zu statuieren, sondern er hatte sich *als prüfend-geprüfter Souverän dazu durchgequält, den treulosen Leutnant dem Scharfrichter zu übergeben.* (S. 184).

Das 11. Kapitel beschließt die Ausführungen, indem es Friedrich Wilhelm I. als frommen und von der Gicht geplagten Pietisten, der das Jagen, Essen und Trinken liebte, auch in menschlicher Hinsicht charakterisiert. Im Anschluss werden die Hinrichtung Kattes in Küstrin, die Haft des Kronprinzen und die abschließende Versöhnung von Vater und Sohn nach dem erfolgten Reinigungseid Friedrichs (S. 206) erwähnt. Das 12. Kapitel rundet die Gesamtdarstellung mit einem Blick auf die Rezeption des Geschehens vom 18. Jahrhundert bis in die heutige Zeit ab und bestätigt die Vermutung Lambachers, dass die früh einsetzende Friedrich-Verehrung und die Darstellung des todgeweihten Katte in der Manier eines *Märtyrers* zu einem einseitigen Bild und einer sehr negativen Bewertung des preußischen Königs

Friedrich Wilhelm I. führten. Die Argumentation des Katalogbandes insgesamt zeigt die Perspektive des Königs und seiner Entscheidungsträger und bietet einen interessanten Einblick in die Regierungspraxis des 18. Jahrhunderts sowie in die enge Vernetzung von persönlicher Politik mit innen- sowie außenpolitischen Entscheidungen. Dass der König seinen Sohn trotz mehrmaliger Bekundungen nicht ebenfalls hinrichten ließ, war demnach sowohl den Bittgesuchen zahlreicher europäischer Fürsten geschuldet als auch Teil eines Erziehungsprogrammes für den abtrünnigen Kronprinzen. In diesem Sinn erscheint der ausführlich kommentierte und mit zahlreichen Abbildungen versehene Katalogband inhaltlich hilfreich und trägt zu einem besseren Verständnis der Materie bei. Er vertieft den historischen Kontext, beleuchtet persönliche Netzwerke und das soziokulturelle Milieu des Militärs sowie das Verhalten der Offiziere, das eben über den so oft gescholtenen *Kadavergehorsam* hinaus ging.

Damit tragen Jürgen Kloosterhuis und Lothar Lambacher ihre Interpretation der Ereignisse zum Fluchtversuch des Kronprinzen bei und liefern wichtige Denkanstöße zu dieser bis heute diskutierten Thematik. Die Ausstellung in Köpenick war auf Grund ihres enormen Erfolges noch bis in den März 2012 verlängert worden. Wenn an diesem auch grafisch gut gemachten Werk überhaupt ein Kritikpunkt angebracht werden kann, betrifft dies die Fülle an Informationen, die eben nicht für eine direkte Anschauung der Konzeption in der Ausstellung geeignet schien. Dafür ist der Band in Hinblick auf die verschiedenen Forschungsansätze und in seiner sprachlich ansprechenden Form auch nach Ende der Ausstellung informativ und gewinnbringend zu lesen.

*Janine Rischke*

*Briefe aus dem Siebenjährigen Krieg, Lebensbeschreibung und Tagebuch*

*Marian Füssel, Sven Petersen (Hrsg.), Johann Heinrich Ludewig Grotehenn: Briefe aus dem Siebenjährigen Krieg, Lebensbeschreibung und Tagebuch. In Zusammenarbeit mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Potsdam, unter Mitarbeit von Gerald Scholz. (= Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte 18) Potsdam 2012, 241 S., 5 farbige Abb., 2 schwarz-weiße Abb., 19,80 € [ISBN 978-3-941571-20-4].*

*[A]llein der menge der Menschen und zu schauers ist nicht zu beschreiben, und unter selben wurde man welche gewahr die zu unsern March Gratulirten, und andere Condolirten, ich zu meinen theil bekümmerte mich um beides nicht, sondern ging meinen Schicksal gelaßen und getrost entgegen, ich freuete mich nicht auf ein etwa bevorstehendes glück, und beunruhigte mich auch nicht, daß das gegentheil mich beruhigen mögte (S. 31).*

Mit diesen nüchternen Worten beschreibt der niedersächsische Soldat Johann Heinrich Ludewig Grotehenn in seinem ersten Brief das Ausrücken der Armee unter Befehl des Braunschweigischen Herzogs im Siebenjährigen Krieg. Grotehenn, der 1734 im Amt Wickensen als Sohn eines Schulmeisters das Licht der Welt erblickte, dokumentiert in seinen Briefen an den Vater zwischen dem 9. Mai 1757 und dem 28. März 1763 die Alltagserfahrungen im Siebenjährigen Krieg aus Sicht des einfachen Infanteristen und gewährt damit einen Einblick in die militärische Alltagskultur des 18. Jahrhunderts.

Die vorliegende Edition der Soldatenbriefe, der persönlichen Lebensbeschreibung sowie der Tagebuchaufzeichnungen des Unteroffiziers, der nach Beendigung des Militärdienstes eine zivile Anstellung anstrebte, ist auf Grund ihrer Vollständigkeit als sehr interessantes und wertvolles Quellenmaterial einzuschätzen. Ein erster Abdruck des Materials aus dem Braunschweiger Stadtarchiv war bereits in den

1990er Jahren durch Hans Hölscher geleistet worden.<sup>1</sup> Da wesentliche Teile der Überlieferung jedoch fehlten und es zudem an der wissenschaftlichen Kommentierung des Werkes mangelte, nahmen sich im Jahr 2007 Studenten der Universität Göttingen unter Leitung von Marian Füssel der Transkription und Erschließung des Quellenbestandes an.<sup>2</sup> Die Neubearbeitung der wissenschaftlichen Edition wurde in der Folge durch Mitherausgeber Sven Petersen und Gerald Scholz übernommen, unterstützt wurde das Vorhaben durch das Militärgeschichtliche Forschungsamt (MGFA, heute ZMSBw) in Potsdam durch die Aufnahme als 18. Band in die Reihe der Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte.

Mit der vorliegenden Bearbeitung eines an sich schon seltenen Quellenbestandes, den Soldatenbriefen, aber auch in Hinsicht auf die zeitliche Nähe von Ereignis und Verschriftlichung haben die Aufzeichnungen des Soldaten Grotehenn Einiges zu bieten, wie die Verfasser gleich zu Beginn des Bandes in ihren Vorbemerkungen feststellen, indem sie den Stellenwert der weiten Reisen und der zahlreichen Beobachtungen durch Grotehenn für die „regional- und ortsgeschichtlichen Forschungen“ hervorheben. Die anschließenden Einführungen in die Materie stellen das vorliegende Quellenmaterial vor, ordnen das Selbstzeugnis in den quellengeschichtlichen Kontext ein (S. 3/4) und erläutern kurz die Lebensstationen des Soldaten (S. 4). Die rund 60 Briefe aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges ließ der Verfasser gemeinsam mit einer biographischen Skizze seines Lebens im Jahr 1767 binden und mit einem gedruckten Titelblatt versehen (S. 4). Er bildete darin sämtliche Alltagserfahrungen und Besonderheiten als braunschweigischer Soldat im Siebenjährigen Krieg ab.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Johann Heinrich Ludewig Grotehenn, *Mein Tagebuch: 1763–1783* (bearb. und gestaltet von Hans Hölscher), Kirchbrak 1992.

<sup>2</sup> Vgl. Marian Füssel, *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*, München 2010.

<sup>3</sup> Vgl. Felix Schütz von Brandis, *Übersicht der Geschichte der hannoverschen Armee von 1617 bis 1866* (bearb. von Johann Karl Hermann von Reitzenstein), Hannover 1903.

Zur besseren Einordnung des zeitlichen Kontextes stellt Sven Petersen in einem kurzen Kapitel die Briefe im Zusammenhang vor (S. 15–25). Diese Ausführungen zeigen auch, wie spärlich die überkommenen Briefe trotzdem sind, denn für das Jahr 1757 liegen acht Texte vor, für das darauffolgende Jahr sechs, aus dem Jahr 1759 gibt es dann erstaunlicherweise elf Briefe, ebenso für 1760. Auch für die letzten Kriegsjahre von 1761 (neun Briefe), 1762 (acht Briefe) und 1763 (drei Briefe) sind Schreiben erhalten, wenn auch in wesentlich geringerer Zahl.

Den inhaltlichen Vorbemerkungen folgen die Soldatenbriefe - sie sind in chronologischer Reihenfolge angeordnet, nummeriert und nennen Aufenthaltsort und Datum (S. 29–138). Der besseren Übersicht wegen wurde jedes Schreiben mit einem Regest, das die wesentlichen Aspekte des Briefes benennt, versehen.

Interpunktion, Groß- und Kleinschreibung wurden weitgehend belassen, Ortsnamen und Begriffe wurden aus dem Original übernommen. An einigen wenigen Stellen, insbesondere bei der Nennung von Personen, wurden Ergänzungen durch die Herausgeber vorgenommen (Editionskriterien, S. 13). Greift man bei der Erschließung der Briefe auf das im Anhang befindliche Glossar und die dazugehörigen Orts- und Personenregister (die sowohl nach Briefnummern als auch nach Seitenzahlen geordnet sind) zurück, ergibt sich ein direkter Zugriff auf die vielfältigen Themen, die in den Schreiben beobachtet und erläutert werden (S. 225). Die angedeuteten Hintergründe des gebildeten Unteroffiziers geben dabei Aufschluss über so manche Szenerie, wie beispielsweise die Hinrichtung eines devianten Soldaten, von dem Grotehenn zu berichten weiß, dass er einen adligen Gutsbesitzer angegriffen und verprügelt habe (Brief Nr. 14: Aus dem Feldlager von Dülmen, vom 18. September 1758, S. 61). Da der Geschädigte den Vorfall beim Herzog angezeigt hatte und der Soldat geständig war, wurde er zum Tode durch *Arquebusieren* verurteilt: *Es war an einen dicken Baum ein seßel Stuhl von Rasen gemacht, da musste sich der Delinquent mit verbundenen Augen setzen, darauf wurde das*

*Zeichen zur Todesstrafe gegeben* (S. 62). Der Unteroffizier vermerkt dieses Ereignis in Hinblick auf das Zusammenleben von Zivilbevölkerung und Militär und notiert dazu: *Wir stehen Hier zwar in feindes land, deßsen ohngeachtet, wird scharfe Mannszucht gehalten.* (S. 61f.). Der Umstand, dass sich Grotehenn dabei immer wieder vor allem der Einquartierung und dem Kontakt zwischen Militärangehörigen und den Bürgern in den Quartieren widmete, ermöglicht differenzierende Beurteilungen der militärischen *Lebenswelten* in der Garnison, auf dem Marsch und vor wie nach einer Kriegshandlung. Dass Briefe auch immer einer gewissen Konstruktionsleistung geschuldet sind und die Briefe an den Vater adäquat verfasst sein mussten, schmälert dabei nicht den kulturgeschichtlichen Wert dieser Briefedition.

Denn mit der Veröffentlichung des zusammenhängenden Briefmaterials aus dem Siebenjährigen Krieg werden die bisher in der Forschung stark rezipierten Selbstzeugnisse von preußischen Soldaten wie Johann Jacob Dominicus<sup>4</sup> und Ulrich Bräker<sup>5</sup> um die Perspektive eines Braunschweiger Soldaten erweitert. Die Perspektive *von unten* ist auf Grund der fehlenden Schriftlichkeit der einfachen Soldaten ein Problem der Geschichtsforschung geblieben – daher sind Soldatenbriefe dieser Zeit reine Glücksfunde.<sup>6</sup> Doch die Edition ermöglicht nicht nur den perspektivischen Vergleich der am Krieg beteiligten Soldaten auf das Kriegsgeschehen und das sozio-kulturelle Milieu des Militärs. Sondern die Struktur der Schreiben und der Lebenserinnerungen zeigen darüber hinaus die zeitgenössischen Wahrnehmungen von Krieg,

---

<sup>4</sup> Vgl. Johann Jacob Dominicus, *Aus dem Siebenjährigen Krieg. Tagebuch des preußischen Musketiers; nebst ungedruckten Kriegs- und Soldatenliedern* (hrsg. von Dietrich Kerler), München 1891.

<sup>5</sup> Vgl. Ulrich Bräker, *Der arme Mann im Tockenburg*, München 1965 (Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1789). In diese Kategorie gehören auch die Erfahrungsberichte des Magisters Laukhard, der als Soldat an den Befreiungskriegen teilnahm vgl. Friedrich Christian Laukhard, *Leben und Schicksale*, von ihm selbst beschrieben (hrsg. von Karl Wolfgang Becker), Leipzig 1989.

<sup>6</sup> Vgl. Georg Liebe (Hrsg.), *Preußische Soldatenbriefe aus dem Gebiet der Provinz Sachsen im 18. Jahrhundert*, Halle/Saale 1912; vgl. Otto Heuschele (Hrsg.), *Deutsche Soldatenbriefe aus zwei Jahrhunderten*, Leipzig 1935; *Preußische Soldatenbriefe* (mit einer Einführung von Hans Bleckwenn). Neudruck der Ausgaben 1901, 1912, 1807, Osnabrück 1982.

Verwundung und Tod. Außerdem schildert Grotehenn mit erstaunlichem Scharfsinn die Folgen des Krieges für die beteiligten Parteien und erweist sich somit als Beobachter, der über einen weitreichenden Bildungshintergrund verfügt und seine Lebensplanung mit dem Militärdienst keineswegs abgeschlossen hatte.

Die nachfolgende Lebensbeschreibung (S. 139–154) und das Tagebuch des Johann Heinrich Grotehenn, das nach dessen Tod 1784 sogar von den Nachfahren weitergeführt wurde, zeigen dann auch, dass der Dienst im Militär zunächst nicht ganz freiwillig begonnen wurde. Grotehenn nahm sein Schicksal aber schnell an, stieg früh zum Unteroffizier auf und konnte nach Ende des Krieges und nach einigen Rückschlägen 1765 eine zivile Stelle als Küster antreten, was ihm wiederum die finanzielle Basis für eine Eheschließung gab. Dass er in seinem Tagebuch in den nächsten zwanzig Jahren die Ereignisse aus aller Welt ähnlich den Zeitungsmeldungen oder Chroniken der Zeit vermerkt, macht den Wahrnehmungshorizont von Grotehenn deutlich: er las die Zeitung, verfolgte das politische Geschehen, informierte sich über die Wetterverhältnisse und ergötzte sich wie seine Zeitgenossen an Meldungen über Kuriositäten und Wunderbares.

Insgesamt fällt die Edition von Briefen, Lebensbeschreibung und Chroniken des Johann Heinrich Ludewig mit 241 Seiten übersichtlich aus – die Texte bieten auf diesen Seiten aber eine Fülle an Informationen, die über den militärgeschichtlichen Aspekt weit hinaus gehen. Gehören die Briefe aus dem Siebenjährigen Krieg als wichtige Ergänzung zur preußischen Perspektive auf den Krieg unbedingt in den Fokus der historischen Forschung, so ergibt sich doch vor allem im Zusammenhang mit den beiden übrigen Quellenbeständen ein Gesamtbild, das die Verortung *militärischer* Lebenswelten aufzeigt und die Handlungsspielräume von Individuen im 18. Jahrhundert nachzeichnet. Die kurze und prägnante Einleitung sowie die Vorbemerkungen zu den Texten durch die Herausgeber sind informativ, die Kommentierung der Texte und das darauf zurückgehende Glossar sowie die Register ermöglichen eine gute Erschließung der einzelnen

## *Rezensionen*

Briefe und einen direkten Zugriff auf die Texte. Die Herausgeber Marian Füssel und Sven Petersen haben sich zudem die Aufgabe gestellt, die Selbstzeugnisse durch die komplette Wiedergabe und Erschließung der kulturgeschichtlichen Forschung zur Verfügung zu stellen. Dieses löbliche Vorhaben wurde mit der vorliegenden Edition in effizienter Weise umgesetzt.

*Janine Rischke*

## **Autorenverzeichnis**

*Martin Meier*, Warin,  
E-Mail: martinmeier05@aol.com

*Janine Rischke*, Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSBw) Potsdam,  
E-Mail: rischke@uni-potsdam.de

*Sune Erik Schlitte*, Universität Göttingen,  
E-Mail: sune-erik.schlitte@phil.uni-goettingen.de

*Sascha Weber*, Julius-Maximilians-Universität Würzburg,  
E-Mail: sascha.weber@uni-wuerzburg.de

## Veröffentlichungen des AMG

Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1996, 356 S., 8,90 € [ISBN 3-506-74825-4].

Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt am Main 1998 (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 26), 368 S., 39,90 € [ISBN 3-593-36101-9].

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe:  
**Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit:**

Bd. 1: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster u. a. 2000, 390 S., 25,90 € [ISBN 3-8258-4758-6].

Bd. 2: Markus Meumann, Ralf Pröve (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umriss eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster u. a. 2004, 256 S., 25,90 € [ISBN 3-8258-6000-0].

Bd. 3: Markus Meumann, Jörg Rogge (Hrsg.), Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2006, 416 S., 40,90 € [ISBN 3-8258-6346-8].

Bd. 4: Michael Kaiser, Stefan Kroll (Hrsg.), Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2004, 352 S., 25,90 € [ISBN 3-8258-6030-2].

## *Veröffentlichungen*

Bd. 5: Matthias Rogg, Jutta Nowosadtko (Hrsg.) unter Mitarbeit von Sascha Möbius, „Mars und die Musen“. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2008, 408 S., 59,90 € [ISBN 978-3-8258-9809-1].

Bd. 6: Sebastian Küster, Vier Monarchien – Vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen, Münster u. a. 2004, 560 S., 45,90 € [ISBN 3-8258-7773-6].

Bd. 7: Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisationsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 672 S., 59,90 € [ISBN 3-8258-8052-4].

Bd. 8: Ursula Löffler, Vermittlung und Durchsetzung von Herrschaft auf dem Lande. Dörfliche Amtsträger im Erzstift und Herzogtum Magdeburg, 17.-18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 256 S., 24,90 € [ISBN 3-8258-8077-X].

Bd. 9: Matthias Asche, Michael Herrmann, Ulrike Ludwig, Anton Schindling (Hrsg.), Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2008, 344 S., 29,90 € [ISBN 978-3-8258-9863-6].

Bd. 10: Ewa Anklam, Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Münster u. a. 2008, 312 S., 29,90 € [ISBN 978-3-8258-0585-2].

Bd. 11: Ralf Pröve, Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Gesammelte Abhandlungen, Münster u. a. 2010, 222 S., 29,90 € [ISBN 3-643-10768-8].

Bd. 12: Anuschka Tischer, Offizielle Kriegsbegründungen in der Frühen Neuzeit. Herrscherkommunikation in Europa zwischen Souveränität und korporativem Selbstverständnis, Münster u. a. 2012, 338 S., 29,90 € , [ISBN 978-3-643-10666-7].

## *Veröffentlichungen*

Bd. 13: (Ankündigung) Matthias Meinhardt, Markus Meumann (Hrsg.), *Die Kapitalisierung des Krieges. Kriegsunternehmer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Münster u. a. 2012, 408 S., 39,90 € [ISBN 978-3-643-10108-2].

Bd. 14: Jan Peters (Hrsg.), Peter Hagendorf – *Tagebuch eines Söldners aus dem Dreißigjährigen Krieg*, Göttingen 2012, 235 S., 29,90 € [ISBN 978-3-89971-993-2].

Bd. 15: Horst Carl, Ute Planert (Hrsg.), *Militärische Erinnerungskulturen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen*, Göttingen 2012, 388 S. mit 25 Abbildungen, 53,90 € [ISBN 978-3-89971-995-6].

Bd. 16: Ralf Pröve, Carmen Winkel (Hrsg.), *Übergänge schaffen. Ritual und Performanz in der frühneuzeitlichen Militärgesellschaft*, Göttingen 2012, 158 S., 34,99 € [ISBN 978-3-8471-0023-2].



## **Wege zur Wiedervereinigung**

Die beiden deutschen Staaten in  
ihren Bündnissen 1970 bis 1990.

Im Auftrag des ZMSBw hrsg. von  
Oliver Bange und Bernd Lemke

München: Oldenbourg 2013

XI, 404 S.  
(= Beiträge zur Militärgeschichte, 75)

44,95 Euro  
ISBN 978-3-486-71719-8

Die letzten zwanzig Jahre des Kalten Krieges brachten trotz aller Krisen und Konflikte eine neue, auf antagonistische Kooperation und Transformation ausgelegte Dynamik in das Verhältnis zwischen Ost und West. Der Band widmet sich der Frage nach den langfristigen Ursachen für die friedliche Auflösung des politisch-militärischen Gegensatzes. Neben der Sicherheits- und Entspannungspolitik wird der Einfluss der internationalen Militärpolitik auf die Bundesrepublik und die DDR analysiert. Ferner werden die Wechselwirkungen zwischen Innen- und Außenpolitik, die sich wandelnden militärischen Bedrohungsszenarien, die Konfrontation der Bündnisse an ihren Außengrenzen sowie die Bedeutung der ungelösten deutschen Frage im Endspiel des Ost-West Konflikts behandelt.



## Der Erste Weltkrieg 1914–1918

Der deutsche Aufmarsch in ein  
kriegerisches Jahrhundert.

Im Auftrag des ZMSBW hrsg. von  
Markus Pöhlmann, Harald Potempa  
und Thomas Vogel

München: Bucher 2014

384 S.

45,00 Euro

ISBN 978-3-7658-2033-5

Einhundert Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs hat das öffentliche Interesse an diesem Konflikt einen neuen Höhepunkt erreicht. Während sich die Geschichtswissenschaft lange mit den politischen Ursachen und Folgen befasst hatte, war in den vergangenen Jahren ein breites Interesse an den kulturellen und gesellschaftlichen Aspekten zu beobachten. Das Interesse an den Soldaten und der militärischen Dimension des Krieges war dagegen eher verhalten.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Buches stehen deshalb die preußisch-deutsche Armee und die Kaiserliche Marine zwischen 1914 und 1918. Dabei soll der Blick nicht auf die »Stahlgewitter« der Westfront beschränkt bleiben. In einer erweiterten Perspektive geht es um die Kriegspläne, die Entwicklung der Taktik, die Kämpfe von Russland bis Afrika, in der Luft und auf den Weltmeeren. Es geht um den Alltag der Soldaten, um das Verhältnis von Front und Heimat, die Rüstung, die Frage der Kriegsverbrechen sowie die Erinnerung an den Krieg.

Die Autorinnen und Autoren sind allesamt durch wissenschaftliche Arbeiten zum »Großen Krieg« ausgewiesen. Eine reichhaltige Auswahl an Fotos und ein einzigartiges Kartenwerk ergänzen das anschauliche Bild eines Weltkonfliktes, der das 20. Jahrhundert erschütterte.



## Die Garnisonkirche Potsdam

Zwischen Mythos und Erinnerung.

Im Auftrag des ZMSBW hrsg. von  
Michael Epkenhans und Carmen  
Winkel

Freiburg i.Br.: Rombach 2013

168 S.

10,00 Euro

ISBN 978-3-7930-9729-7

In der Geschichte der Garnisonkirche spiegeln sich wichtige Entwicklungen preußisch-deutscher Geschichte vom 18. bis 21. Jahrhundert. Von Ihrem Bau durch den Soldatenkönig 1732 über ihren Abriss 1968 bis zu den aktuellen Debatten um den Wiederaufbau – die Garnisonkirche ist Gotteshaus, Erinnerungsort und Streitobjekt zugleich.

Der vorliegende Band begreift die Kirche als geschichtlichen Ort und will den zahlreichen Mythen, die sich um die Vergangenheit der Kirche ranken, auf den Grund gehen. Namhafte Autoren beleuchten die mehr als 300-jährige wechselvolle Geschichte der Kirche. Sie stellen Betrachtungsweisen und Themen vor, die sonst kaum Beachtung finden, beispielsweise der Auftrag der Kirche für die Militärseelsorge in der Garnisonstadt Potsdam.

Die zahlreichen Illustrationen veranschaulichen überdies die kunsthistorische Bedeutung der Garnisonkirche, die als eine der schönsten Barockkirchen im norddeutschen Raum gilt.



**Matthias Rogg**

## **Kompass Militärgeschichte**

Ein historischer Überblick für Einsteiger.

Hrsg. vom ZMSBW

Freiburg i.Br.: Rombach 2013

X, 384 S.

19,80 Euro

ISBN 978-3-7930-9732-7

Der »Kompass« ist ein Angebot für alle, die einen Einstieg in die Militärgeschichte suchen und lange Zeit auf ein Nachschlagewerk warten mussten, das allgemein-historische und militärgeschichtliche Zusammenhänge verständlich erklärt und auf den Punkt bringt.

Die Publikation möchte mehr sein als ein Handbuch für Studien- und Lehrzwecke. Sie will Lust machen auf Geschichte und zwei Dinge zeigen: Geschichte ohne das Wissen über die Rolle von Streitkräften, Krieg und Gewalt ist kaum zu verstehen, und umgekehrt versteht man das Handeln und Selbstverständnis des Militärs nicht, ohne einen Blick in die Historie zu werfen.



**Benjamin Buchholz**

**Loya Jirga**

Afghanischer Mythos,  
Ratsversammlung und  
Verfassungsorgan

Freiburg i.Br.: Rombach 2013

279 S.  
(= Neueste Militärgeschichte.  
Analysen und Studien, 2)

34,00 Euro  
ISBN 978-3-7930-9735-8

Diese Studie behandelt die afghanische Ratsversammlung Loya Jirga, die seit der Konferenz auf dem Petersberg bei Bonn 2001 in aller Munde ist. Die Loya Jirga, so das weitverbreitete Verständnis, könne als traditionelles »Stammesparlament« im 21. Jahrhundert die afghanische Staatlichkeit auf eine für Afghanistan typische Weise voranbringen.

Benjamin Buchholz zeigt, dass das Phänomen der Loya Jirga so einfach nicht zu fassen ist. Gestützt auf bislang unerschlossene Quellen aus Afghanistan macht Buchholz deutlich, wie die Herrschenden die Loya Jirga seit fast einem Jahrhundert nutzen. Sie dokumentierten auf den Versammlungen den eigenen Machtanspruch, ließen wichtige Beschlüsse verabschieden und schufen ein öffentliches Kommunikationsforum, mit dessen Hilfe Botschaften von Kabul aus an die afghanische Peripherie transportiert werden konnten. Jeder derartige Konvent blieb ein Spiegel der Gesellschaftsvorstellungen und der Machtkonstellation seiner Zeit und wurde entsprechend den Erfordernissen und sich ändernden symbolischen Bezügen angepasst.

Wer mit Buchholz den Weg durch Jahrzehnte vielfältiger Inszenierungen von Herrschaft beschreitet, wird begreifen, wie wechselnde afghanische Regierungen bis heute von Kabul aus die Provinzen zu beeinflussen und in eine gewünschte Richtung zu lenken suchen. Er oder sie wird gleichfalls verstehen, warum sich Afghanistan mit einer westlichen Auffassung von politischer Repräsentanz und Entscheidungsfindung allein nicht regieren lässt.



**Thomas Reuther**

**Widerstand und Wehrmacht**

Buch und DVD

Hrsg. vom ZMSBW

Freiburg i.Br. [u.a.]: Rombach  
 2013

VIII, 248 S.

24,80 Euro  
 ISBN 978-3-7930-9700-6

Wie kam es in Europa zur Katastrophe des Zweiten Weltkrieges? Warum stoppte niemand in Deutschland die NS-Diktatur? Und: Warum kämpfte die Wehrmacht bis zum Untergang des Reiches? Diese häufig gestellten Fragen führen auch zum Kernthema der Publikation: dem Widerstand von Soldaten der Wehrmacht. Im Mittelpunkt steht hier jedoch zusätzlich, welche Möglichkeiten Menschen im Widerstand überhaupt hatten.

Mehr als 17 Millionen Soldaten dienten von 1939 bis 1945 in der Wehrmacht. Widerstand leistete aber nur eine kleine Minderheit, oft wenig wirksam, was im Scheitern des einzigen Umsturzversuches am 20. Juli 1944 gipfelte. Das ist keine Erfolgsgeschichte. Doch ohne einen Blick auf diese Menschen bleibt unser Bild von der damaligen Zeit unvollständig.

Diese Publikation nutzt die Stärken zweier unterschiedlicher Medien: Das reichhaltig mit Fotos, Plakaten und Karten ausgestattete Buch bietet einen differenzierten und umfassenden Überblick mit dem Schwerpunkt auf dem 20. Juli 1944. Die Windows-basierte multimediale DVD ergänzt das Buch einerseits um die biografische Dimension und macht die Widerstandsstrukturen durch Verlinkungen transparent. Andererseits bieten Animationen eine komprimierte filmische Präsentation des Themas. Beide Medien öffnen so den Zugang zu der extremsten Epoche der deutschen Geschichte. Sie vermitteln damit in idealer Weise Orientierungswissen für eine fundierte politisch-historische Bildung.



## **Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit | 17 (2013) Heft 2**

### **Redaktion:**

Urte Evert (urtea@gmx.de)

Carmen Winkel (carmenwinkel@gmx.de)

### **Redaktionsanschrift:**

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

c/o Dr. Carmen Winkel, Uni Potsdam, Historisches Institut,

Lehrstuhl für Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt,

Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

E-Mail: carmenwinkel@gmx.de

URL: <http://www.amg-fnz.de/zeitschrift/>

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail an die jeweiligen Redakteure unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit den VerfasserInnen zu kürzen.



Der Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V. wurde im Frühjahr 1995 gegründet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erforschung des Militärs im Rahmen der frühneuzeitlichen Geschichte zu befördern und zugleich das Bewusstsein der Frühneuzeit-HistorikerInnen für die Bedeutung des Militärs in all seinen Funktionen zu wecken. Das Militär steht somit als soziale Gruppe selbst im Mittelpunkt der Aktivitäten des Arbeitskreises, wird aber auch in seinen Wirkungen und Repräsentationen thematisiert. Ziel ist es, die Rolle des Militärs als Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft umfassend herauszuarbeiten und zu würdigen. Insofern versteht der AMG seine Arbeit nicht nur als Beitrag zur Militärgeschichte, sondern vor allem als Beitrag zur Geschichte der Frühen Neuzeit insgesamt. Der Arbeitskreis bietet ein Diskussions- und Informationsforum durch die Organisation von Tagungen, die Herausgabe der Schriftenreihe ‚Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit‘, die Zeitschrift ‚Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit‘ und die Mailingliste mil-fnz.